

Paul Bernhard Rothen
i de gottvergässne stedt

Paul Bernhard Rothen

i de
gottvergässne
stedt

Mani Matter und die Verteidigung
des Christentums

ZYTGLOGGE

Alle Rechte vorbehalten

Copyright: Zytglogge Verlag, 2013

Lektorat: Hugo Ramseyer, Bettina Kaelin

Korrektorat: Monika Künzi, Jakob Salzmann

Gestaltung/Satz: Zytglogge Verlag

Druck: CPI Books GmbH

ISBN 978-3-7296-0862-7

Zytglogge Verlag, Schoren 7, CH-3653 Oberhofen am Thunersee

info@zytglogge.ch, www.zytglogge.ch

Inhalt

Vorwort	8
Eingebettet in das christliche Erbe	13
Gott sei Dank!	13
Sense und Nonsense	17
Mund-Art und Logik	20
Dogma und Moral	28
Eine Notiz aus dem Jahr 1962	30
Fragen an einen Theologen	30
Forderungen an die Kirche	34
Jesus und Paulus	36
Verteidigung des Christentums?	38
Vom Aussenstehenden zum Anwalt des Christentums	38
Es gibt keine Kirche mehr – und keine Alternative	42
Kult und Kultur	47
Grenzüberschreitung	49
Im Leben und im Guten	51
Das Bilderverbot und die Erwartungen an den Sonntag	54

Evangelische Theologie im 20. Jahrhundert	59
Theologie	59
Karl Barths Neuansatz	62
Von der Politik zur Naturwissenschaft: «Entmythologisierung?»	66
Eine Rückfrage und zwei zentrale Aussagen	71
Jesus selbst	71
Jesus und die Radikalität der Sünde	74
Von der Politik zur Religion	78
dr mönch isch wi dä	78
Konservativ und progressiv – bis zum bitteren Ende?	82
Demokratie: dr Hansjakobli u ds Babettli	87
Eidgenössische Freiheit	90
Ein persönliches Schwanken	93
Rechte und linke Pharisäer	95
Im Schatten der Aufklärung	97
Eine neue Form der Kirche	99
Und ist doch nicht Friede	102
isch das der ändpunkt?	102
Von Gott vergessen	108
Weder Leid noch Liebe	111
Kirchenorganisation und Christentum	114
Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer!	118

Zusammenfassung	121
Innenwelten der Kritik.....	121
Ein Sokrates in Berner Mundart	124
Epilog: Das Ende des Christentums?	128
An der Strasse zum Friedhof.....	128
Kein billiger Trost.....	131
Vergebung: efeuchränz und bluemebouquet	133
Verheissener Frieden.....	135
Habt ihr nicht gelesen?.....	137
wie gseit	139
Quellen.....	141
Personenverzeichnis.....	142
Biblische Personen.....	144

Vorwort

Zwischen Johann Sebastian Bachs Orgelwerken und den Songs der Beatles erklang in der Wohnung meiner Eltern auch die Stimme Mani Matters. Als sie mich in ein Berner Kellertheater mitnahmen, erlebte ich, wie die ‹Troubadours› in diesem engen Raum die Türen zur Welt aufstiessen.

Die Nachricht, Mani Matter sei tödlich verunglückt, hörte ich am Samstagmorgen beim Frühstück, bevor der Zug mich nach Bern ins Gymnasium brachte. Der Geographielehrer appellierte nur halbherzig an unsere Vernunft, wir sollten uns doch dem Lehrstoff zuwenden. Er selber hatte das Bedürfnis, von dem zu reden, was mit allem Reden doch nicht zu fassen war: Der Mann, der uns unsere Heimat auf eine neue Art lieb gemacht hatte, sei tot. Ein Verkehrsunfall im Nebel.

Ein gutes Jahr später schwankte ich hin und her, ob ich Jura oder Theologie studieren solle. In dieser Zeit las ich die Kultbücher des Augenblicks: Erich Fromm, Paulo Freire, Alexander Solschenizyn – und Matters ‹Sudelhefte›. Diese waren eben erst erschienen und gaben Stoff zum Sinnieren über alles Mögliche. Unsere Gedanken kreisten um die Politik und ihre Voraussetzungen, wie das auch in Matters Notizen der Fall war.

Schon als Präsident der Schülerorganisation hatte ich die Forderung aufgestellt, bei der Notengebung sei das demokratische Prinzip der Gewaltenteilung zu etablieren, ein Vorschlag, den das Rektorat zu meiner Verblüffung ernsthaft aufnahm und erst nach gehöriger Prüfung mit Bedauern als unpraktikabel zurückwies.

In der Jugendgruppe warben wir für den Konsum von Ujamaa-Kaffee aus dem sozialen Tansania, protestierten gegen die Verurteilung von Militärdienstverweigerern, verteilten Blumen für ein Ja zum autofreien Sonntag, organisierten grosse Kinderspielwochen und führten die ersten Glassammlungen in Münsingen durch. Wir nannten uns «Don Quichotte», wohl in der selbstironischen Ahnung, dass mancher ideale Wert eher von literarischer Qualität war und mehr sich selber diente als einem real verbesserten Leben.

Die Lektüre der «Sudelhefte» hatte wahrscheinlich Anteil daran, dass ich mich schliesslich dem Theologiestudium zuwandte. Das ist mir erst jetzt deutlich geworden, nachdem nun die Publikation des «Cambridge Notizheftes» offen legt, wie intensiv Matter sich mit Theologie beschäftigt hat. Was davon bereits in einigen Passagen der Sudelhefte aufleuchtet, dürfte für mich ein starkes Signal gewesen sein: Es lohnt sich, ernsthaft über Theologisches nachzudenken. Ja, in der Theologie finden sich womöglich die Grundlagen für das, was uns einen neuen Willen schenken kann, nicht nur das Nützliche, sondern das Recht und die Wahrheit zu suchen. Vermutlich war Matter für mich ein wichtiger Garant dafür, dass ich mich höchst aktuellen Fragen zuwandte, wenn ich Theologie studierte, und nicht einer kirchlichen Innenwelt.

Umso ernüchternder war die Erfahrung, wie wenig theologisches Denken in den Kirchen gefragt ist.

Er hat mich weiter begleitet. Besonders seine letzten Lieder blieben mir ein steter Zuspruch, nach dem zu fragen, was über die sozialistischen und die neoliberalen Zukunftsperspektiven hinaus reicht. Wenn ich gelegentlich in einer Predigt aus einem dieser Lieder zitierte, zeigten die Reaktionen, dass auch andere von diesen Worten mitgenommen wurden.

An Altersnachmittagen weckten die Rhythmen, Wortspiele und die so eigenartig präsente Stimme Matters sogleich frische Lebenslust.

Im Konfirmandenunterricht habe ich Jahr für Jahr am Lebenswerk Matters den Unterschied zwischen Optimismus und Hoffnung zu erklären versucht, manchmal mit mehr, dann wieder mit weniger Erfolg. Fast immer aber war es so, dass Matters Lieder die jungen Gemeindeglieder angerührt und ihre Gedanken in Bewegung gesetzt haben.

Im Zusammenhang mit einem Kurs über die geistigen Grundlagen der Schweiz habe ich ein erstes Mal begriffen, dass uns in Matters Werk diese Grundlagen nicht nur wunderbar anschaulich, sondern auch weit präziser beschrieben werden, als mir klar war. Was ich davon in einigen Vorträgen weiterzugeben versuchte, habe ich schliesslich aufs Papier gebracht und dem Zytglogge Verlag geschickt. Eine Publikation müsste etwas umfangreicher sein, bekam ich zur Antwort. Also baute ich das Manuskript aus, mit Hilfe all dessen, was ich in den vergangenen Jahren an Kritik über das schieflich-friedliche Nebeneinander von Kultur und kirchlichem Kult zusammengetragen habe. Doch je mehr ich dabei wieder und wieder in den Schriften Matters las, umso stärker wurde ich von ihnen in Pflicht genommen. Seit ich über Luther und Barth gearbeitet habe, ist mir bei keinem Schriftsteller mehr das passiert, was ich jetzt bei Mani Matter wieder erlebt habe. Was er schreibt, ist in sich stimmig. Auch wenn ein Nebensatz zunächst unnötig scheint – es lohnt sich, solchen Verzweigungen nachzudenken. Am Ende findet sich eine Erkenntnis, die etwas erhellt.

Was mich dabei mehr und mehr überrascht hat, war der innere Zusammenklang von künstlerischem Schaffen und zunächst politischem und dann zunehmend theologischem Denken. Auch vierzig Jahre nach seinem Tod ist Mani Matter uns diesbezüglich voraus. Ob das in der hier vorgelegten Interpretation zum Leuchten kommt?

Bisher habe ich als Pfarrer nie vom «Christentum» oder gar von den «Christen» gesprochen. Die Gefahr, ein selbstgerech-

tes Denken zu nähren, schien mir zu gross. Für dieses Buch musste ich den Sprachgebrauch Matters übernehmen. Lieber spreche ich aber weiterhin vom Evangelium, von der Botschaft der Propheten und Apostel, oder von Christus – im Gegenüber zu den Menschen aller Kulturen. Es ist mir ein Anliegen, dass die Leserinnen und Leser alles Nachfolgende in diesem Sinn bedenken.

Hundwil, im Februar 2013
Paul Bernhard Rothen

Eingebettet in das christliche Erbe

Gott sei Dank!

Mani Matter ist einer der wenigen Künstler, der Menschen aus allen Schichten erreicht. Er ist ein Gebildeter, der die Intellektuellen zu fesseln vermag, ein «Verslischmied», an dessen Wortschöpfungen sich die Kinder ergötzen. Auch vierzig Jahre nach seinem Tod schaffen sich seine Lieder eine junge Hörergemeinde. Das ist zum einen seiner Sensibilität zu verdanken, mit der er zeitlose Fragen aufnimmt, durchdenkt und anschaulich formuliert, und zum andern einem Realismus, der sich weigert, die Wirklichkeit zu reduzieren auf das, was denkbar scheint. Matter vertraut sich dem Reichtum der Sprache und damit Erkenntnissen an, die dem bewussten Verstehen zuvorkommen.

Das Werk lobt seinen Meister:

*i han es zündhölzli aazündt
und das het e flamme ggä
und i ha für d zigarette
welle füür vom hölzli näh
aber ds hölzli isch dervo-
gspickt und uf e teppich cho
und es hätt no fascht es loch
i teppich ggä dervo.*

ja me weis, was cha passiere
we me nid ufpasst mit füür
und für d gluet ar zigarette
isch e teppich doch de z tüür
und vom teppich hätt – o gruus –
chönne ds füür i ds ganze huus
und wär weis was da nid alles
no wär worde druus.

s hätt e brand ggä im quartier
und s hätti d füürwehr müesse cho
hätti ghornet i de strasse
und dr schluuch vom wage gno
und si hätte wasser gsprützt
und das hätt de glych nüt gnützt
und di ganzi stadt hätt bbrönnt
es hätt se nüt meh gschützt.

und d lüt wären umegsprunge
i der angscht um hab und guet
hätte gmeint, s heig eine füür gleit
hätte ds sturmgewehr gno ir wuet
alls hätt bbrüelet: wär isch tschuld?
ds ganze land i eim tumult
dass me gschosse hätt
uf d bundesrät am rednerpult.

*d uno hätt interveniert
und d uno-gägner sofort o
für dr schwyz dr fride z rette
wäre beid mit panzer cho
s hätt sech usdehnt nadisna
uf europa, afrika
s hätt e wältchrieg ggä
und d mönschheit wär jitz nümm da.*

*i han es zündhölzli aazündt
und das het e flamme ggä
und i ha für d zigarette
welle füür vom hölzli näh
aber ds hölzli isch dervo-
gspickt und uf e teppich cho
gott sei dank dass i s
vom teppich wider furt ha gno.¹*

Mit wenigen Worten formt Matter ein Bild nach dem andern, jedes in sich stimmig. Signalhörner erklingen in den Strassen, die Schläuche werden ausgerollt, Wasser spritzt – doch es nützt alles nichts. Weil sich im Berndeutschen «sprützt» auf «nützt» reimt, klingt der unvermittelte Übergang in die Vergeblichkeit glaubwürdig. Matter verwendet klassische Stilmittel, vor allem den vorwärtsdrängenden Rhythmus und den Reim. So kann er seine Geschichte ins Absurde spinnen, ohne dass sie bricht.

Die Geschichte vom Zündhölzli ist getragen von der elementaren Wahrheit, dass die Zeit ihren unerbittlichen Lauf nimmt und nach ihren eigenen Gesetzen Realitäten schafft, anders als vorgesehen, und dass doch alles irgendwie zusammenhängt und Kreise sich schliessen. Hab und *Gut* wecken

1 Us emene lääre Gygechaschte, S. 6f.

Wut, und auf die Frage nach der *Schuld* folgt der *Tumult*, den auch die Rede am *Pult* nicht zu beschwichtigen vermag. So gross die Sprünge sind, erscheinen sie durch die Plastik der Bilder, den Rhythmus und den Reim doch als folgerichtig. Willig folgen die Hörer dem Sog der Geschichte und gehen den immer nächsten Schritt mit, so unwahrscheinlich das Ganze ist.

Die formale Stimmigkeit ist gefüllt von einer widersprüchlichen Erfahrung, die im Alltag omnipräsent ist: Vieles kann sich tatsächlich zum Schlechten und noch Schlechteren entwickeln. Es braucht wenig, fast nichts, und es kommt zu einer Katastrophe. Doch in der Regel geschieht das nicht. Das Meiste nimmt eine gute Wendung. Das Eis ist dünn – aber es trägt. Tag für Tag geht alles seinen geordneten Gang.

«Gott sei Dank!» So wendet sich die Story, und die Hörer atmen auf. Es wäre platt, wenn es heissen würde: «Was für ein Glück». Erst recht wäre es lächerlich, wenn der rettende Griff nach dem Zündhölzlein zu einer Heldentat stilisiert würde. Die Erzählung hat sich dramatisch ins Weltgeschichtliche geweitet und kann sich nur auflösen mit dem Stosseufzer «Gott sei Dank!» Im Kosmos der Wörter, der das Lied trägt, kann es nicht der Mensch sein, der die Katastrophe verhindert und für den Fortbestand der Welt sorgt. Nur Gott kann das tun.

Damit ist nichts über den persönlichen Glauben des Sängers gesagt. Das kurze Dankgebet ist ein Reflex der Berner Umgangssprache. Doch in den alltäglichen Wortwechseln ist eine solche Anrufung Gottes immer noch derart selbstverständlich präsent, dass Matter sein Lied damit abschliessen kann und es so für den Hörer aufgeht.

Wer aber ist dieser Gott, von dem in der Alltagssprache an dramatischen Wendepunkten kurz die Rede ist?

Sense und Nonsense

In Mani Matters dichterischem Werk kommt Gott nur am Rand vor. Das entspricht der Art und Weise, wie von Gott auch sonst im Bernerland und mehr oder weniger im ganzen europäischen Alltag die Rede ist: Er wird bemüht, wenn nichts sonst weiter hilft.

Wenn ein Flugzeug abstürzt oder ein Terrorakt blutige Wunden reißt, dürfen für einmal wieder die Pfarrer von Gott reden und die aufgewühlten Gemüter mit seinem Trost beruhigen. Im Alltag ist dementsprechend von Gott am ehesten in Fluch- und Schimpfwörtern die Rede: Gott ist zuständig für das, was sich menschlich nicht unter Kontrolle halten lässt. Mani Matter hat dazu ein anschauliches Verslein gemacht:

*Vo Gott und Heiland het der Leischt
kes Wort gseit hütt i'r Schuel.
Das heisst: bevor dass ds Chäppli isch
losggange undrem Stuel.²*

«Der Leischt», also der Lehrer, weiss im Rahmen des ordentlichen Lehrplans nichts zu sagen von Gott oder von einem Heiland. Erst als ein Lausbubenstreich eine Petarde unter seinem Stuhl knallen lässt, kommt Gott zur Sprache – in einer Reihe von deftigen Flüchen.

Auch Matters Lieder bewegen sich in der Wortwahl weitgehend im Rahmen dessen, was man in der sichtbaren Welt lokalisieren und sich vorstellen kann. Doch seine Lieder *verletzen verschiedentlich empirische Regeln, d. h. die bekannte Realität wird zugunsten einer Fantasiewelt verlassen.*³

2 Mani Matter, «Das Cambridge Notizheft», S. 66

3 Stephan Hammer, «Mani Matter und die Liedermacher. Zum Begriff des ‚Liedermachers‘ und zu Matters Kunst des Autoren-Liedes», Peter Lang Verlag Bern, 2010, S. 265

Subversiv trägt der Nonsense Unsicherheiten in das Vertraute und bringt das Träumen und Spintisieren auf den Weg in Unbekanntes. In den unerbittlichen Lauf der Zeit bricht Groteskes ein. Im Coiffeurstuhl verhindert ein «metaphysisches Gruseln» den ordentlichen Haarschnitt.⁴ Das Kaufen und Verkaufen kommt zu einem sinnlosen und doch erleichterten Abschluss, wenn die «Gaba» ins «Senkloch aba» geworfen worden sind und der Erzähler mit der leeren Schachtel zufrieden nach Hause fährt.⁵ Der Bub mit Namen «Fritz» rennt so schnell wie der «Blitz», so dass ihn noch nie jemand gesehen hat und es ihn vielleicht gar nicht gibt.⁶ Usw.

Matters Lieder bewegen sich im geschlossenen Kosmos des Alltäglichen, in dem am ehesten Absurdes Freiheitsräume eröffnet. In diesem Surrealen muss sich das Menschliche bewähren: Am Gemüt und Charakter der Akteure liegt es, ob der Lauf der Zeit in eine humane Weisheit oder eine apokalyptische Katastrophe mündet.

Dabei ist es bezeichnend für die Entwicklung der zeitgenössischen Kultur, dass diese geschlossene Welt nicht nur Gott aussen vor lässt, sondern erstaunlicherweise auch all das, was durch die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaften einen breiten Raum in der Berufspraxis vieler Menschen einnimmt.

Matters Denken ist getragen von der Schulbildung im humanistischen Gymnasium und wird von den juristischen Kategorien seines Fachstudiums geformt. Die umwälzenden Erkenntnisse, die in der Physik, Chemie und Biologie gewonnen worden sind, klingen nur ganz am Rand an. Matters Lieder sind Werke eines Intellektuellen unter den «Kulturschaffenden» seiner Zeit, und das heisst, dass er die Wirklichkeit

4 «Us emene lääre Gygechaschte», S. 54f.

5 A. a. O., S. 46f.

6 A. a. O., S. 41

mit den Kategorien der zeitgenössischen Philosophie zu fassen versucht. Dazu gehört für ihn, wie sein Freund *Fritz Widmer* erzählt⁷, dass er mit *Gilbert Keith Chesterton* (1874–1936) dem Nonsense ein wegweisendes Recht zumisst. An dieser Stelle ist ein expliziter Einfluss des christlichen Erbes auf Matters Denken greifbar. Chesterton plädiert lustvoll für den Realismus des «Feenlandes», für den die Gesetze der Märchen ebenso zwingend sind wie die Gesetze der Mathematik. Deshalb gibt es für ihn *die Lehre aus Aschenputtel, die identisch mit der des Magnificat ist* – exaltavit humiles.⁸

«Gott erhöht die Niedrigen». Was Maria in ihrem Hohelied singt⁹, sagt auch das Märchen vom Aschenputtel, und beides ist wahr, meint Chesterton.

Was im philosophischen Denken bald fragil, bald überspannt ist, vermag Matter in Bilder zu brechen, die an das Herz von Jungen und Alten rühren. Er singt vom tiefblauen Sternenhimmel, der sich auf dem Werbefoto mit der Kutsche wölbt¹⁰, oder vom musischen Eskimo, der durch seine Liebe zur Kunst zu Tode kommt¹¹. Die Aussenwelt kommt zur Sprache, wie sie sich im menschlichen Empfinden spiegelt. Was die Theologen die Schöpfung nennen und die Psalmen als den Reichtum der Werke Gottes loben, spielt in seinen Liedern ebenso wenig eine Rolle wie das, was die Naturwissenschaft vom Aufbau der Atome oder von der Form und Zweckmässigkeit der Pflanzen- und Tiergestalt zu verstehen sucht.

In Matters Werk, das in seiner kurzen, intensiven Lebenszeit entstanden ist, kann man das Paradigma sehen, das bis heute die abendländische Welt prägt: Die naturwissenschaft-

7 Fritz Widmer, «Unverrückt», Eigenverlag Bern, 2002, S. 22f.

8 Gilbert Keith Chesterton, «Orthodoxie. Eine Handreichung für die Ungläubigen», Kisslegg, 2011, S. 102

9 Lukas 1,52

10 «Warum syt dir so truurig», S. 37

11 «Us emene lääre Gygechaschte», S. 20f.

lichen Erkenntnisse führen zu rasanten technischen Anwendungen. Doch sie bleiben blosses Handwerkszeug. Die Kunst und mit ihr die bürgerliche Kirchlichkeit bearbeiten derweil die Innenwelten romantischer Gefühle. Beide müssen dabei feststellen, dass die Unterhaltungsindustrie und der Sport weit intensivere Gefühle wecken. Im alltäglichen Leben wirkt sich das so aus, dass die Menschen fünf Tage lang funktionieren und dann zwei Tage lang an einem schönen Ort Schönes erleben oder Momente lang sich in heftigen Emotionen verliehren möchten, statt denken und konstruieren zu müssen.

Nur einmal bringt Matter in einem seiner Lieder ausdrücklich einen biblischen Stoff: im Lied, in dem er die Geschichte *Noahs* besingt.¹² Anschaulich erzählt Matter vom seltsamen Mann, der einsam seine Erkenntnis durchzieht, und vom sozialen Umfeld, das darüber spottet – bis es zu spät ist. Dieses Geschehen steht archetypisch für das Recht einsamer Zivilcourage. Davon, dass ein Gott zu Noah redet und mit ihm einen neuen Bund schliesst, ist im Lied nicht die Rede.

Mund-Art und Logik

Matters Lieder wollen nicht abstrakte Ideen veranschaulichen. Er moduliert sie mit den Mitteln einer Sprache, die tagtäglich von Jungen und Alten gesprochen wird. Womöglich hat er den Reichtum der Sprache besonders intensiv empfunden, weil er in einem mehrsprachigen Haus aufgewachsen ist. Seine Mutter war Holländerin, Eltern und Kinder haben Französisch miteinander gesprochen. Gedacht und gesungen hat Mani Matter auf Deutsch. Und zwar umgab ihn die deutsche Sprache seiner Heimatstadt in einer zweifachen Gestalt, als Schriftsprache und als Mundart. Seine Gedanken notiert

12 'Us emene lääre Gygechaschte', S. 34f.

er auf Hochdeutsch. In seinen Liedern vertraut er sich den Sprachmelodien, den Wortschöpfungen und der gleichermaßen präzisen wie schillernden Syntax des Berndeutschen an. Diese Berner Mundart hatte bereits die Romane Jeremias Gotthelfs durchtränkt und war von Heimatdichtern wie Rudolf von Tavel oder Simon Gfeller in den Dienst der Volksbildung genommen worden. Die Formationen der Berner Liedermacher, die bis in die Gegenwart Hörer sammeln, die Berner Rockbands oder die Schriftsteller von «Bern ist überall» zeugen von der inspirierenden Kraft dieser Mundart. So aber wirkt sie auch zurück in die Sprache, die sich über einen grösseren geografischen Raum spannt und die man deshalb die Hochsprache nennt.

In seinem 1957 erschienenen Essay zum Werk *Johann Peter Hebels* schreibt der Philosoph *Martin Heidegger* einleitend:

Wir könnten meinen, Hebels Dichtung sage, weil sie Dialekt-dichtung sei, nur von einer beschränkten Welt. Man meint überdies, der Dialekt bleibe eine Misshandlung und Verunstaltung der Hoch- und Schriftsprache. Solches Meinen irrt. Die Mundart ist der geheimnisvolle Quell jeder gewachsenen Sprache. Aus ihm strömt uns all das zu, was der Sprachgeist in sich birgt.

Was birgt der Geist einer echten Sprache? Er verwahrt in sich die unscheinbaren, aber tragenden Bezüge zu Gott, zur Welt, zu den Menschen und ihren Werken, ihrem Tun und Lassen. Was der Sprachgeist in sich birgt, ist jenes Hohe, alles Durchwaltende, woraus jeglich Ding dergestalt seine Herkunft hat, dass es gilt und fruchtet.¹³

Die Sprache ist mehr als ein Zeichensystem, das auf Realitäten verweist. Sie ist ein Licht, das weite und breite Dimensionen des Daseins überhaupt erst zugänglich macht. Mehr

13 Martin Heidegger, «Hebel – der Hausfreund», Pfullingen 1957, S. 10

noch: Die Sprache schafft Lebensräume, die es ohne sie nicht gäbe. Was das abstrakte Denken mit seinen Verallgemeinerungen und seinem Zug ins Überzeitliche festhält, bleibt blass, wenn nicht die Lust einer Muttersprache ihm Leben verleiht.

Wer die Sprache des Denkens gänzlich lösen will von den Versen, mit denen eine Mutter ihre Kinder tröstet, und dem Slang, mit denen Teenager ihre Begeisterung oder ihre Wut in die Welt schreien, kann aus einem solchen gereinigten Begriffssystem Distanz und Objektivität gewinnen. Diese Sachlichkeit erschliesst Wahrheiten, die an allen Orten und zu allen Zeiten gelten. Doch solche Universalisierungen verschütten viele Dimensionen der Wirklichkeit.

Die Aufklärungsarbeit der kritischen Vernunft war deshalb immer begleitet von romantischen Gegenbewegungen. Nicht nur logisch stringente Beweisführungen, sondern auch Märchen und Volksweisheiten erschliessen Zugänge zu Wahrem. Manches lasse sich nicht im hellen Licht des Tages, sondern nur im weichen Glanz des Mondes erkennen, mahn-ten die Romantiker. Von den *Brüdern Grimm* und *Matthias Claudius* bis zu *Gottfried Benn* oder den *Dadaisten* hat sich das Wissen um das, was sich nicht wissen lässt, in verschiedenen Formen eine Bahn gebrochen. Es hat auch schwülstige Volkstümeleien gefördert und am Ende den vulgären Gefühlsseligkeiten im deutschen Nationalsozialismus den Weg bereitet. Martin Heidegger hatte der Versuchung nicht widerstehen können, vom «Führer» und seinem Volkssturm einen neuen Lebensimpuls für die deutschen Gedankensysteme zu erwarten.¹⁴

Mani Matter ist weit entfernt davon, Gefühl gegen Verstand und Volksweisheit gegen kritische Rationalität auszuspielen. Solche Alternativen konstruieren falsche Gegensätze, konstatiert er im Cambridge Tagebuch mit dem Theologen

14 vgl. Heideggers berüchtigte Rektoratsrede am 27. Mai 1933

Paul Tillich, und hält im Hinblick auf die politischen Alternativen präzise fest:

Politische Romantik negiert die Forderung nach Gerechtigkeit (wozu) und knüpft an Ursprungsmythen (woher) an: Blut, Boden, Gemeinschaft, Priestertum, Kreislauf. – Das bürgerliche Prinzip (Liberalismus, Demokratie) will rational planen, jede Forderung aufnehmen, schafft aber nur die leere staatlich-juristische Form der Gleichheit und Freiheit.¹⁵

Der Gegensatz zwischen einem antirationalen Woher und einem einsichtigen Wozu ist irreführend. Was real gegeben und darum möglich und moralisch zu fordern ist, lässt sich weder aus dem Vorbezug vernünftiger Ziele noch aus dem Rückbezug auf emotionale Bindungen erkennen. Ein gutes gemeinsames Wollen erwächst aus beidem: aus Einsichten, die aufzeigen, was sich erreichen lässt, und aus Gefühlen, die das Gewachsene wertschätzen.

In einer Notiz im ‚Sudelheft‘ aus dem Jahr 1960 hält der damals 24-jährige Matter fest:

«Logik ist nicht alles!» – Sicher nicht. Aber sie ist die einzige Bahn, auf der wir denken können. Sie nicht benutzen zu wollen, wäre gleich, wie wenn einer sagte: «Redet nur, redet nur! Aber benützt dazu nicht die Sprache!» – (Der Vergleich lässt sich auch umgekehrt anwenden: So wenig man von einer Sache, welche die Sprache nicht nennen kann, sagt, es gebe sie nicht, so sicher gibt es auch Dinge, die der Logik zuwiderlaufen.)¹⁶

15 ‚Cambridge Notizheft‘, S. 48

16 Mani Matter, ‚Sudelhefte‘, Tagebuch I, 1960, Nr. 52, in: ‚Sudelhefte/Rumpelbuch‘, S. 24

Wenn Mani Matter seine Lieder in Mundart singt, hat das nichts zu tun mit heimatverliebten Gefühlen und nostalgischen Verklärungen lokaler Ursprünge. Solche Bestrebungen, das Eigene zu schützen, machen blind für die Gegenwart. Als ihn der «Berner Sprachverein» 1965 zur Teilnahme an einem Mundartlieder-Wettbewerb einlud, hielt Matter in seiner Antwort fest, er habe nun zehn Jahre lang berndeutsche Chansons geschrieben und durch das Radio eine gewisse Popularität erhalten und Nachfolger gefunden – und erst jetzt sei der «Sprachverein» auf ihn aufmerksam geworden.

*Nun bietet er mir die Gelegenheit an, mit Gymnasiastinnen und musischen Bäckermeistern sage und schreibe hundert Franken zu gewinnen. Bitte zählen Sie nicht auf mich!*¹⁷

Die Mundart ist kein Reduit für Stimmungen, die in der kühlen Rationalität der Moderne keinen Platz mehr finden. Sie ist vielmehr ein Medium der alltäglichen Lebensbewältigung, in dem zur Geltung kommt, auf wie viele Arten die Menschen Kleines und Grosses empfinden, beurteilen, erleiden und weitergeben. Zu den Mitteln, diese Erfahrungen zu bearbeiten, gehört auch die Vernunft und mit ihr die Logik, die nach den Gründen und den Folgen bestimmter Phänomene fragt.

Matters aussergewöhnliche Fähigkeit, Gedanken präzise zu fassen und ihren Konsequenzen nachzuspüren, ist ein wesentliches Moment in seinem Schaffen. Diese intellektuelle Schärfe verleiht seinen Liedern die Frische, die wechselnden Zeitstimmungen überdauern – wie das nur grossen Kunstwerken gegeben ist.

Es sei ihm bewusst, sagte er einmal an einer Vorstellung: Dafür, dass er sich Chansonnier nenne, sänge er zu wenig Lie-

17 In: «Mani Matter, Ein Porträtband von Franz Hohler», Zürich 1977, S. 57

beslieder. Doch auch in den seltenen Fällen, in denen das anders ist, stehen nicht die Gefühle und Sehnsüchte der Liebenden im Zentrum. Vielmehr wird die Liebe zum Mittel, allgemeine Erkenntnisse zu gewinnen.

So ist es jedenfalls im Lied, das die Geschichte von einer jungen Frau erzählt, die von zwei Liebenden umworben wird. «Heidi», mir «wie di beidi»: Der jugendliche Dichter, der das Lied singt, wirbt mit seinen literarischen Künsten um die Angebetete, während der Fussballstar beim «FC Bärn» Tore schießt zum Beweis, «är heig di gärn». Am Ende verlobt sie sich nach einem Match mit dem Fussballspieler. Der Künstler reagiert darauf mit der resignierten Erkenntnis, dass die gegenwärtige Zeit geistfeindlich einseitig auf den äusseren Erfolg ausgerichtet sei:

*dadruus han i glehrt, dass hütt
nümm so vil erreicht, wär d lüt
mit literatur erchlüpft
wi wär a ds rächte ort hi stüpf¹⁸*

Wo in der Kunst- wie in der Populärmusik die verlorene Liebe in ahnungsschweren Gefühlen verweht, mündet Matters Lied in eine begriffliche Erkenntnis. Diese bringt beides zum Ausdruck: Zum einen, ausdrücklich ins Wort gefasst, die Klage über den Zustand der Welt, in der mit Sport mehr zu erreichen ist als mit Kunst. Zum andern selbstironisch der untergründige Spott über den Schönggeist, der seine Niederlage verarbeitet, indem er sich moralinsauer über die böse Zeit erhebt.

Matter ist kein rückwärtsgewandter Romantiker, sondern ein Analytiker, der das Werkzeug methodisch abgesicherter Erkenntniswege selbstverständlich einbezieht in sein Bemü-

18 «ds heidi», in: «us emene lääre gygechaschte», S. 30f.

hen, den Kosmos des Menschlichen zu verstehen. Zwar äussert er sich sehr kritisch über den akademischen Lehrbetrieb¹⁹, aber er kann und will seine Ausbildung zum Fachjuristen nicht verleugnen. Antirationale Tiefsinnigkeiten liegen ihm fern. Seine Liebe zur Mundart, überhaupt seine Sprachbegabung, die ihn beharrlich um die treffende Formulierung ringen lässt, bewahren ihn aber davor, dass seine Analysen allzu glatt hineinschneiden in das, was verdreht und wirr ist, und sich in blutlosen Abstraktionen verlieren. Matters Werk erhält seine Gültigkeit aus der Tatsache, dass es sich im Licht des Alltäglichen bewegt, aus dem ein scharfer Blick die kleinen Momente heraushebt, die von grösserer, womöglich von einer letzten Bedeutung sind. Die Einbindung ins Alltägliche aber verhindert, dass der kritische Blick zynisch wird.

Einer seiner Entdecker, Pfarrer *Klaus Schädelin*, erzählt, wie Matter die Dinge denkend durchdringen konnte und was für eine starke geistige Kraft daraus erwuchs.

Mani Matter war der intelligenteste Mensch, den ich im Verlauf meines Lebens kennen gelernt habe, von einer für mich fast gefährlichen und entmutigenden Intelligenz. Er ist – ich rede aus persönlicher Erfahrung – einer der schärfsten Denker, der mir über den Weg gelaufen ist, und damit war er einem manchmal fast unheimlich. ... Manchmal fragte man sich: Was steckt eigentlich dahinter, dass in diesen Chansons alles so stimmt? Die erste und eindeutigste Antwort darauf ist die Elementarkraft seines Denkens. Das Denken hatte für Mani ganz existentiell eine elementare Bedeutung. Dabei kann ich Leute, die zu viel denken immer... ja, ich habe etwas Mühe mit Den kern. Wenn man selber keiner ist, dann

19 *Sudelhefte*, Tagebuch III, 1963, Nr. 8, S. 98; *Cambridge Notizbuch*, S. 43 u. 71f.

*hat man vor solchen Hemmungen. Bei ihm hatte man nicht Hemmungen, weil er einem sein Denken nie aufdringlich und eitel aufs Brot gestrichen hat.*²⁰

Matter war im ›Jungen Bern‹ engagiert, einer neu gegründeten Partei, die eher einer Bewegung glich. Schädelin schildert anschaulich, wie Matter die «wilden Diskussionen» in den Sitzungen bald mit einem Lachen, bald wieder mit Ernst mitverfolgte und nach einem halbstündigen chaotischen Wortwechsel mit trockenen Bemerkungen die Knoten auflösen und die Verwirrung ordnen konnte. Dadurch hatte er meistens das Schlusswort, ohne dass dies den Anwesenden ganz bewusst wurde.

Auch wenn er sich den akademischen Theologen seiner Zeit zuwendet, bewährt sich seine Denkkraft. Mit wenigen Sätzen greift er nach dem Kern ihrer Anliegen und vermag sie prägnant zusammenzufassen. In jedem theologischen Seminar hätte er damit geblüht. Er hätte gewiss auch ein eigenes System bauen und Theologieprofessor werden können – wenn er das denn gewollt hätte. Über die philosophischen Versuche, Gott und die Welt zu erklären, notiert er:

*Den Fehler, den die meisten Philosophen machen, ist, dass sie ihr System von A bis Z folgerichtig aufbauen. Das macht miss-
trauisch.*²¹

-
- 20 Auf der Werkstatt-CD-ZYT 4325, ›Mani Matter – Lieder und Stimmen‹, Nr. 8 und 12 (als Beilage des Ausstellungskatalogs der Nationalbibliothek Zürich). Der Vortrag in berndeutscher Mundart, am 18.4.1978 an der Volkshochschule Bern gehalten, ist hier ins Hochdeutsche übertragen.
- 21 ›Sudelhefte, Tagebuch I, 1958, Nr. 11, S. 11

Dogma und Moral

Matter vertraut darauf, dass sich in der Sprache Wahrheiten verbergen, die weiter tragen als ein einzelner Gedanke. So leuchtet in der Geschichte vom Zündhölzli eine Zweiteilung auf, die für das europäische Denken über viele Jahrhunderte hin wegleitend war und bis in die Gegenwart weiterwirkt, auch wenn das den wenigsten noch bewusst ist.

Nachdem er das Zündhölzli vom Teppich aufgehoben hat, appelliert der Sänger sogleich an das allgemeine Wissen («ja, me weiss, was cha passiere») und erinnert an die Moral, dass man aufpassen muss mit dem, was man tut. Dann spielt das Lied die möglichen Konsequenzen der Unachtsamkeit durch – und schliesslich löst sich die Spannung auf in einem Dankgebet.

Aus Kleinem kann grosses Unheil werden kann. Darum muss man aufpassen. Das ist die *Moral*. Der Gebetsseufzer aber verdankt sich dem *Dogma*. Ein Gott, sagt der Glaube, fügt die Dinge zum Guten. Moral und Dogma umfassen das Drama vom verhinderten Weltkrieg.

Damit bettet Matter seine Geschichte in ein altvertrautes Denkmuster. Ohne uns viel zu überlegen, unterscheiden wir zwischen dem Glauben, der in die Sphären des Privaten gehört, und dem allgemeinen Recht, das für alle gültig sei. Als ob das nicht anders sein könnte, nehmen wir an, dass für den Glauben die Religionsgemeinschaften zuständig sind, die es zu tolerieren gilt, und für das Recht der Staat, der das Notwendige auch erzwingen darf. Schutzmassnahmen am Arbeitsplatz sind gesetzlich angeordnet, ob und wie jemand betet, ist seine Privatsache.

Eine solche Unterscheidung ist alles andere als naturgegeben. Vielen Kulturen ist sie ganz fremd. Weder das hinduistische noch das muslimische Denken übt sie ein. Es ist das jüdisch-christliche Erbe, das uns bewegt, zwischen dem

Menschlichen und dem Göttlichen zu unterscheiden. Das Irdische soll nicht religiös überfrachtet und das Geistliche soll nicht für zeitliche Zwecke missbraucht werden. Wir unterscheiden. Aber beides gehört doch zusammen: eine Moral, die sich absolut setzt, wird humorlos. Und ein Glaube, der von allem Zeitlichen abhebt, scheint irgendwie nicht richtig. Wir spüren, dass Moral und Dogma verschiedene Kategorien sind, dass man sie nicht vermischen, aber auch nicht völlig trennen darf.

Der jüdische Religionsphilosoph *Jacob Taubes* meint, das sei der «(abendländische) Atem»²²: das Bewusstsein, dass das Geistige und Geistliche keine kompakte Einheit bildet, aber auch nicht einfach diffus plural ist.

Kaum jemand weiss heute noch, dass dieses Verständnis auf die Bibel zurückgeht. Was ist die Zusammenfassung aller Gebote, wird *Jesus* gefragt. Er antwortet, nicht anders als viele andere jüdische Lehrer seiner Zeit: Die Liebe zu *Gott*, und die Liebe zum *Nächsten*²³: Dogma und Moral. Jahrhunderte später formuliert der Aufklärungsphilosoph *Immanuel Kant* (1724–1804) das ähnlich. Die beiden zentralen Fragen, die jeder Mensch beantworten müsse, lauten nach seinem Verständnis: «Was sollen wir *tun*? Und was dürfen wir *hoffen*?»²⁴: Moral und Dogma.

Nicht nur in seinem Lied, auch in seinem abstrakteren Denken lässt sich Matter, wie der folgende Abschnitt zeigen wird, von dieser Unterscheidung leiten.

22 Jacob Taubes, «Ad Carl Schmitt, Gegenstrebiges Fügung», Berlin 1987, S. 42

23 Markus 12,29f.

24 Immanuel Kant, «Logik», Königsberg 1800, in der Ausgabe Werke in sechs Bänden, hg. v. W. Weischedel, Bd. 3, Darmstadt 1983, S. 448

Eine Notiz aus dem Jahr 1962

Fragen an einen Theologen

1962 formuliert Mani Matter in seinen Notizheften «Fragen, einem Theologen zu stellen». Diese fokussieren zuerst einmal die zentralen Aussagen des Glaubens: Wer ist Christus? Wie vollbringt er sein Werk?

*Glaubst du an die unbefleckte Empfängnis? Glaubst du, dass Christus tot war, bevor er wieder auferstand? Wie stellst du dir die Gottessohnschaft vor: im Zusammenhang mit der unbefleckten Empfängnis? symbolisch: weil er Gottes voll war, war er Gottes Sohn? oder so, wie jeder Mensch Gottes Sohn ist?*²⁵

Das Staccato der Fragezeichen umkreist die grossen Dogmen des christlichen Glaubens, insbesondere das Verhältnis von göttlicher und menschlicher Natur in der Person Christi. Schöner gesagt geht es um das Geheimnis, von dem das Weihnachtsgesang singt:

25 (Sudelhefte), Tagebuch II, 1962, Nr. 66, S. 73

*Es ist ein Ros entsprungen
aus einer Wurzel zart,
wie uns die Alten sungen,
von Jesse kam die Art.*

*Mit seinem hellen Scheine
vertreibt's die Finsternis,
wahr' Mensch und wahrer Gott,
hilft uns aus allem Leide,
rettet von Sünd und Tod.²⁶*

Schon im 2. Jahrhundert hatten volkstümliche Geschichten die Person Jesu mit übermenschlich zauberhaften Kräften ausgestattet. Das Kind Jesus brauchte nur in die Hände zu klatschen, und schon gehorchten ihm die Elemente.²⁷ Bis heute begegnet man als Pfarrer im Konfirmandenunterricht und bei Seelsorgebesuchen solchen Vorstellungen von der Allmacht Gottes: Wenn es Gott gäbe, dann müsste er das beweisen, dadurch, dass er mit einer unwiderstehlichen Befehlsgewalt alles Unrecht und Unglück verhindert.

Theologisch weit ernsthafter waren die Versuche in der umgekehrten Richtung des Denkens: Man wollte das Menschliche in der Person Jesu mit prinzipieller Schärfe scheiden von seiner gottgegebenen Macht. War Christus nicht nur ein Mensch, der als solcher – von Gott gesandt und geleitet – sein Werk getan und mit seinen Wunderzeichen predigend die rechte Erkenntnis und damit den Frieden mit Gott vermittelt hat?

26 ‹Gesangbuch der Evangelisch-reformierten Kirchen de Schweiz›, Basel und Zürich 1998, Nr. 399

27 ‹Kindheitserzählung des Thomas›, in: ‹Neutestamentliche Apokryphen›, Bd. 1, Evangelien, hg. v. W. Schneemelcher, Tübingen 1987, 51987, S. 353ff.

In einer sehr differenzierten Form wurde ein solches Verständnis am Anfang des 5. Jahrhunderts vom *Patriarchen von Konstantinopel* vertreten, *Nestorius*, der in einer Predigt sagte:

*Ich trenne die Naturen, aber ich vereinige die Anbetung.*²⁸

Gott ist unwandelbar und kann von den Leidenschaften dieser Zeit nicht berührt werden, nimmt Nestorius an, und folgert daraus, dass Christus nur als Mensch gelitten habe und nicht als Gott. Das Menschliche und das Göttliche in seiner Person sind eins im Glauben der Menschen, die ihn anbeten. In der Person Christi selbst sind sie sorgfältig auseinanderzuhalten.

Auf diese Weise versteht auch der *Koran* die Person Christi²⁹, und ebenso sehen die *Zeugen Jehovas* ihn so: Jesus war ein Gottgesandter, der sich mit seiner Treue und Wahrhaftigkeit den Ehrentitel «Sohn Gottes» verdient hat.

Dieses Verständnis wurde im Jahr 451 vom *Konzil in Chalcedon* als eine Irrlehre verurteilt. Christus sei nicht nur im Glauben der Gläubigen, sondern er sei in seiner Person «wahrer Gott und wahrer Mensch», hielten die Konzilsväter fest. Das sei die einzig mögliche Zusammenfassung der biblischen Aussagen.

Glaubst du in diesem Sinn, fragt Matter, «im Zusammenhang mit der unbefleckten Empfängnis»? Hat die Gottessohnschaft Jesu Wurzeln bis ins Biologische, wie das die Evangelien andeuten³⁰? Ist er geboren «von der Jungfrau Maria», wie das Apostolische Glaubensbekenntnis aus dem 2. Jahrhundert begrifflich scharf formuliert?

28 Zitiert in dem Brief, den Cyrill von Alexandria im November 430 an Nestorius richtet. Er findet sich in: «Geschichte der Ökumenischen Konzilien», Band 2, hg. v. P.-Th. Camelot, Mainz 1963, S. 237

29 Sure 3,40ff.

30 Matthäus 1,18; s. u. Anm. XX25

Es zeugt von der Verwirrung der Diskussion, die bis heute in diesen Fragen herrscht, dass Matter an dieser Stelle einen theologisch unzutreffenden Begriff verwendet.

Die Rede von der ›unbefleckten Empfängnis‹ will nicht beschreiben, wie *Jesus* empfangen und geboren wurde. Sie bezieht sich vielmehr auf seine Mutter *Maria*. Die römisch-katholischen Theologen legen fest, dass schon *Maria* ohne Sünde empfangen worden sei. Ihre Eltern (nach den legendarischen Erzählungen Joachim und Anna) seien im Augenblick der sexuellen Vereinigung von keiner unrechten Begierde getrieben worden, so dass *Maria* ›unbefleckt‹, ohne den Makel der ›Erbsünde‹ empfangen wurde. Nach jahrhundertlangen innerkirchlichen Diskussionen wurde diese Definition 1854 von *Papst Pius IX.* zum Dogma erhoben. Der Papst machte es den Gläubigen zur Pflicht, zu glauben, *„dass die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis ... von jeglichem Makel der Urschuld unversehrt bewahrt wurde.“*³¹

Die evangelischen Theologen haben diese Lehre stets abgelehnt, weil sie sich mit keinem Bibelwort begründen lasse.

Durch die Jahrhunderte hindurch war dagegen der Begriff von der ›Jungfrauengeburt‹ unbestritten: *Jesus* ist empfangen und geboren worden, ohne dass seine Mutter wusste, wie das biologisch möglich sein sollte. Nach dem Bericht des Lukas-Evangeliums fragt *Maria* selber den Engel, der ihr die Schwangerschaft und Geburt ankündigt:

*Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Mann weiss?*³²

31 ›Katechismus der katholischen Kirche‹, Artikel Nr. 491, München 1993, S. 156

32 Lukas 1,34

Aus diesem Grund haben die Gegner des Nestorius energisch betont: Die göttliche und die menschliche Natur sind in der Person Jesu nicht nur in der Anbetung eins. Die Einheit ist – irgendwie – vor seiner Geburt schon gegeben, in seiner Person selber. Christus *gilt* nicht nur als wahrer Gott und wahrer Mensch; er *ist* es. Stellst du dir die Gottessohnschaft Christi in diesem Sinn vor? möchte Matter einen Theologen fragen. Ist das dein Dogma?

Forderungen an die Kirche

Von diesen dogmatischen Fragen geht Matter weiter zu den moralischen.

*Welche Anforderungen stellt die christliche Lehre an unser Leben? Was alles widerspricht ihr? Warum bekämpft es die Kirche nicht? etc. etc.*³³

Aus den beiden Fragen, was in Bezug auf den Lebenswandel positiv gefordert und negativ abzulehnen sei, entspringt sogleich die Kritik an der Kirche. Und diesbezüglich ist für Matter die Evidenz gross genug, dass er nicht nur fragt, sondern nach eigenen Kriterien ein eigenes Urteil spricht:

*Wenn das Christentum ernst zu nehmen ist, muss es konkretisiert und angewandt werden. Die Kirche muss allem entgegengetreten, was ihm widerspricht. Sonst bleibt es ein mystisches Getue, eine metaphysische Rückendeckung für Krankenschwestern.*³⁴

33 (Sudelhefte), Tagebuch II, 1962, Nr. 66, S. 73

34 A. a. O.

Das ist in seinen Notizen eine der wenigen Stellen, in die sich ein zynischer Ton mischt. Das abschliessende Bild lebt von einem patriarchalischen Klischee: Krankenschwestern sind schwach, sie haben den Trost der Religion nötig.

Immanuel Kant hatte behauptet, das «ganze schöne Geschlecht» lasse sich nur allzu gerne bevormunden, um nicht selber denken zu müssen³⁵. *Goethes* Gretchen hatte vergeblich versucht, die Frage nach Gott dem Trieb der Liebe entgegenzuhalten. Die Frauen sind schwach. Die Männer hingegen fragen heroisch nach der Wahrheit. Sie denken selber und haben keine «metaphysische Rückendeckung» nötig.

Das ist das Vorurteil, das dieser Tagebuchnotiz ihren süffigen Schwung verleiht, ein zählebiges Klischee. Weshalb sollte es das Christentum als ein «Getue» entlarven, wenn es Krankenschwestern Halt verleiht? Wenn das Christentum Frauen stärkt, die Tag für Tag engagiert miterleben, wie Kranke Schmerzen leiden und Sterbende um Frieden ringen, spricht das in einem viel höheren Mass für das Recht des Glaubens, als wenn seine Wahrheit einen Mann überzeugt, der sich lesend und denkend mit ihr beschäftigt. Die oft genannten alten Frauen, die für das, was sie in einem langen Leben erfahren haben, Trost und Hoffnung in den Kirchen finden, sagen über die Qualität des Christentums mindestens so viel wie die abwesenden Arbeiter und Akademiker.

Die Fragen der Moral sind einfacher zu stellen und scheinbar einfacher zu beantworten als die Fragen nach dem Dogma. Weil diese Antworten aber dann doch zu einfach sind, gleiten sie zurück in die dogmatische Alternative. Auch Matter fällt von der moralischen Kritik an der Kirche in den Vorwurf, der Glaube sei ohne ein glaubwürdiges Verhalten ein «mystisches Getue», ein substanzloses Dogma.

35 Immanuel Kant, «Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung», in der Ausgabe Werke in sechs Bänden, hg. v. W. Weischedel, Bd. 6, Darmstadt 1983, S. 53

Jesus und Paulus

In seinen Fragen, die er einem Theologen hätte stellen wollen, hat Matter auch die entscheidende Frage formuliert, wie denn das Dogma mit der Moral verbunden sei. Es ist erstaunlich, mit welchem sicherem Griff der damals 26-Jährige ins Herz einer jahrhundertelangen theologischen Auseinandersetzung greift. Im Übergang von den dogmatischen zu den moralischen Fragen notiert er:

*Ist die Lehre Christi so, wie er sie gepredigt und gelebt hat, oder in der Form, wie Paulus sie interpretiert hat, für uns verbindlich? oder beides? Wenn beides, bestehen nicht Widersprüche?*³⁶

Wer die Evangelien liest, begegnet einer Radikalität, die unerhört befreiend – und gleichzeitig erschreckend ist. Jesus ruft seine Jünger zu sich, ohne Rücksicht auf deren Familie und Beruf zu nehmen. Ohne Obdach zieht er von einem Ort zum andern. Bis zur Selbsthingabe praktiziert er die Feindesliebe. Auf einer solchen Grundlage lässt sich keine Zivilisation aufbauen.

Paulus hat die Botschaft von diesem Jesus in lebbare Formen gegossen. Er mahnt, die bürgerlichen Tugenden hoch zu achten und den eigenen Lebenswandel an den Normen der antiken Wertvorstellungen auszurichten³⁷. Im Vergleich zu den Forderungen, die Jesus stellt, sind diese Ideale bescheiden. Ja, Paulus bindet die Gemeinschaft der Gläubigen wieder ein in die sozialen Gefäße, die ihre Umwelt ihnen zur Verfügung stellt. Das Haus, in dem die Frauen sich den Männern unterordnen, und sogar die Sklaverei will er nicht aufge-

36 (Sudelhefte), Tagebuch II, 1962, Nr. 66, S. 73

37 Philipper 4,8

löst sehen. Vielmehr macht er seinen Gemeinden Mut, sich in diese Strukturen einzufügen. Der revolutionäre Impetus, der die Evangelien durchzieht, wird wie in Dienst genommen für die Mahnung zur Geduld:

*Wie er berufen worden ist, so bleibe jeder vor Gott.*³⁸

Ist das die verbindliche Lebensform des Glaubens, möchte Matter einen Theologen fragen.

Mit dieser Frage stellt Matter sich ins Zentrum der Auseinandersetzungen, die in den beiden letzten Jahrhunderten die evangelische Theologie durchzogen haben. In ihnen wurde auf unterschiedliche Weise der Unterschied zwischen Jesus und Paulus akzentuiert, und oft wurde Paulus als Verfälscher des wahren Glaubens denunziert. Matter ist zurückhaltend, aber er möchte verstehen: Wie verhält sich die Botschaft vom kommenden Reich Gottes, die Jesus predigt, zur Mahnung des Apostels Paulus, sich den Mächten dieser Zeit zu unterstellen? Muss man auch Paulus verteidigen, wenn man dazu beitragen möchte, dass die Person und die Botschaft Jesu neu beachtet werden?

38 1. Korinther 7,24

Verteidigung des Christentums?

Vom Aussenstehenden zum Anwalt des Christentums

Matter war in einem unkirchlichen Haus aufgewachsen.

Ich bin ziemlich areligiös erzogen worden. Bei uns zu Hause wurde uns weder die biblische Geschichte nahegebracht – mit Ausnahme vielleicht der Weihnachtsgeschichte, weil wir eben Weihnachten feierten wie jedermann – noch wurde bei Tisch gebetet.

Auch der Pfarrer, von dem Mani Matter unterrichtet und konfirmiert wurde, *war ein Liberaler und wiederholte nur immer wieder den Satz, dass jeder nur das glauben solle, was er glauben könne. So wuchs ich der Kirche und dem Christentum gegenüber gleichgültig auf.*³⁹

Aus seiner Kindheit nimmt Mani Matter die Freude an der Sprache, viele Kinderverse – aber kein Gebet und kein Glaubenslied – mit. Die Eltern hatten Mani und seiner Schwester eine weitgehend sorgenfreie Kindheit möglich gemacht. Als die Mutter nach einer zu spät erkannten Krebserkrankung starb, war Mani siebzehn Jahre alt. Der Einbruch des Unheils

39 ‚Sudelhefte‘, Tagebuch IV, 1971, Nr. 26, S. 125f.

muss schrecklich gewesen sein.⁴⁰ Aber das führte nicht dazu, dass sich die Familie mit dem Trost des Evangeliums zu beschäftigen begann. Nach allem, was wir von ihm selber erfahren, wächst Matter mit den rudimentären Kenntnissen von kirchlichem Gottesdienst, Pfarrerschaft und Glaubensdogmen auf, wie sie im europäischen Bürgertum seiner Tage präsent waren.

Am Schluss der Tagebuchnotizen, die 1974 unter dem Titel «Sudelhefte» publiziert wurden, findet sich aber der Voratz:

*Es wäre ein Buch zu schreiben, das ungefähr den Titel tragen könnte: Überlegungen eines jungen Schweizers zur Verbesserung der Gesellschaft.*⁴¹

Matter skizziert im Folgenden kurz den wünschenswerten Inhalt, und nachdem er über vier Druckseiten hin die Widersprüche zwischen den helvetischen Selbstgenügsamkeiten und dem orthodoxen Marxismus angesprochen hat, münden seine Überlegungen überraschenderweise in dichte theologische Fragen.

*Es scheint mir nicht ausgeschlossen, dass ich einmal eine «Verteidigung des Christentums» schreiben könnte.*⁴²

Zwei Seiten später korrigiert er sich und meint: Nur «Notizen zur Verteidigung des Christentums» könnten und sollten das sein.⁴³

40 Im Film «Mani Matter. Warum syt dir so truurig?», den Friedrich Kappler 2003 produzierte, erzählt die Schwester Helen Zuppinger-Matter von dieser Hilflosigkeit.

41 «Sudelhefte», Tagebuch IV, 1971, Nr. 24, S. 122

42 A. a. O. S. 125, Nr. 26

43 A. a. O. S. 125 u. 127, Nr. 26 u. 27

Dieser Vorsatz erscheint am Ende der ‹Sudelhäfte› recht unvermittelt. Seit aber im Jahr 2011 aus dem Nachlass auch das ‹Cambridge Notizheft› publiziert wurde, die Aufzeichnungen Matters aus dem Studienjahr 1968 in England, wird deutlich, dass sein theologisches Interesse breite Wurzeln hatte. Der Gedanke, eine Verteidigung des Christlichen zu schreiben, war kein kurzlebiger Einfall.

Im Cambridge-Jahr nimmt sich Matter die Zeit für eine ausgiebige theologische Lektüre. *Fritz Widmer* schreibt im Rückblick:

Er hatte sehr viel Marx, Wittgenstein und Ludwig Hohl gelesen und beschäftigte sich nun intensiv mit Ernst Bloch und Martin Buber. ... Mehr und mehr, vor allem nach seinem Englandjahr, beschäftigte er sich mit religiösen Fragen. Er las neben Martin Buber eine ganze Reihe von Theologen von Karl Barth bis Dorothee Sölle. Besonders wichtig war ihm Gilbert Keith Chestertons ORTHODOXY.⁴⁴

Matter nutzt seine Gedankenkraft, die theologischen Lehren seiner Zeitgenossen kritisch zu durchdringen und zu bewerten. Man kann sich fragen, ob die selbstverständliche Präsenz der anglikanischen Kirche auf einem britischen Campus Anlass dazu war, ob das ungleich dichtere Netz von Glaubensfragen, das in der englischsprachigen Literatur ausgeworfen ist, dazu beigetragen hat, oder ob er einfach die freie Zeit zum Denken nutzte, um Fragen nachzugehen, die ihm wichtig geworden waren. Schon durch seinen Mentor an der juristischen Fakultät in Bern, den Pfarrerssohn Professor *Richard Bäumlin*, war er auf theologische Fragen gestossen, ebenso im Gespräch mit seinem Freund *Jürg Wyttenbach*, «der seine

44 *Fritz Widmer*, ‹Unverrückt›, S. 22

Unklerikalität an Bertrand Russell geschult» hatte⁴⁵. Dabei ergab sich öfters die Situation, dass Matter gegen die antikle-rikalen Simplifikationen Partei für den Glauben ergriff – nicht aus innerster Überzeugung, sondern aus dem Bewusstsein heraus, dass auch diese Dinge nicht so simpel seien, wie es antitheologische Affekte malen:

*So einfach, wie sich's der Russell macht, ist es dann doch nicht.*⁴⁶

Das Christentum nur eben unter den Begriff des Aberglaubens zu summieren und als Mittel zur Unterdrückung von befreiendem Wissen zu denunzieren, wie das der englische Agnostiker *Bertrand Russell* tut, ist für Matter eine Simplifikation. Eine solche Erklärung für das Phänomen des Glaubens bildet zwar den Kern der marxistischen Religionskritik. Mancher mag sich damit zufrieden geben. Doch trotz aller Wahrheitsmomente, die diese Kritik nähren, ist sie nur das Zerrbild einer Karikatur.

Zweifellos haben sich die kirchlichen Amtsträger mit den jeweils Mächtigen verbündet, und zweifellos wurde die Glaubensbotschaft missbraucht, um unbequeme Fragen zu ersticken und Unterdrückte auf ein Jenseits zu vertrösten. Doch das ist kein Grund, nicht vorurteilslos nach der Botschaft des Glaubens zu fragen, die der europäischen Kultur ihre so spezielle Schaffenskraft verliehen hat.

Er sei, schreibt Matter im Hinblick darauf, dass er womöglich Zeit und Kraft auf die Verteidigung des Christentums verwenden werde, ein Aussenstehender, der sich von keiner frommen Erziehung emanzipieren müsse. Er könne sich die-

45 Brief vom 21. März 1968 an Urs Frauchiger, von diesem zitiert in seinem «Essay» zum «Cambridge Notizheft», Oberhofen 2011, S. 20

46 Brief an Urs Frauchiger, von ihm zitiert a. a. O., S. 19f.

sen Fragen vorurteilslos zuwenden, ohne eine innere Nötigung, den Glauben zu diskreditieren, um eine eigene Absatzbewegung zu rechtfertigen. Er sei aufgewachsen «mit dem normalen antiklerikalen Affekt» und habe sich «eigentlich nur zufällig» der christlichen Theologie zugewandt. Durch das, was er dabei zu hören und zu lesen bekommen habe, sei dieser Affekt zum Teil bestätigt worden. Doch *gerade meine relative Gleichgültigkeit, die mir ermöglichte, das Christentum als etwas Fremdes zu sehen, hat mir auch den Zugang dazu erleichtert. Ich hatte gegen keine elterliche oder pfarrherrliche Beeinflussung zu rebellieren, ich konnte die Sache einigermaßen unbefangen ansehen.*⁴⁷

Mani Matter hat sich nicht an die Theologen gewandt, weil ein Schicksalsschlag ihn an die Grenzen des menschlich Möglichen gebracht hat. Er fragt nicht nach Trost. Er hat kein Bedürfnis nach religiösen Gemeinschaftserlebnissen. Und nach allem, was wir wissen, sucht er keine spirituellen Erfahrungen, die den weltimmanenten Horizont überschreiten. Vielmehr möchte er wissen, welche – womöglich verschütteten oder willentlich zugedeckten – Argumente für das Christentum sprechen. Denn er ist nüchtern genug zu konstatieren, dass sich die Grundlagen einer Gesellschaft nicht ganz neu aufbauen lassen. Niemand kann ersetzen, was wegfällt, wenn das Christentum seine tragende Kraft verliert.

Es gibt keine Kirche mehr – und keine Alternative

Zwar gibt es Philosophen und Kulturschaffende, die sich der Illusion hingeben, sie könnten mit ihren Werken ein Gemeinschaftsgefühl stiften, das die westliche Zivilisation in

47 ‚Sudelhefte, Tagebuch IV, 1971, Nr. 26, S. 125f.

eine bessere Zukunft trägt. *Friedrich Schiller* beispielsweise hat solche hoch greifenden Ideen entwickelt:

*Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden besseren Teil des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderem Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes.*⁴⁸

Sein Freund *Goethe* scheint diesbezüglich realistischer gewesen zu sein. Von ihm gibt es keine derart überspannten Erwartungen an das, was die Kunst für den inneren Zusammenhalt und die Verbesserung des Gemeinwesens leisten könnte. Weit eher, meint *Goethe*, könnte eine solche erhebende Wirkung von der Bibel ausgehen, wenn man das Alte Testament bis zur Zerstörung des Tempels und die Apostelgeschichte soweit fortschreiben würde, dass sie noch die Ausbreitung des Christentums schildern würde. *Goethe* schreibt über die Bibel:

*So verdiente dieses Werk gleich gegenwärtig wieder in seinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiss, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden können.*⁴⁹

48 Friedrich Schiller, «Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet», in: «Vom Pathetischen und Erhabenen», Stuttgart 1970, S. 10

49 Johann Wolfgang Goethe, «Überliefertes», in der «Geschichte der Farbenlehre», zitiert bei K. Löwith, «Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des 19. Jahrhunderts», Hamburg 1978, S. 36f.

Es braucht wenig Realitätssinn, um festzustellen, dass sich das geistige Erbe des Christlichen nicht ersetzen lässt durch neue gesetzgeberische, wirtschaftlich-technische oder künstlerische Leistungen, auch wenn diese sehr gross sind. Weder das Theater noch die staatlichen Fernsehprogramme können leisten, was die Bibel leisten könnte. Und doch haben weder Goethe noch seine humanistischen Nachfolger ernsthaft versucht, die Bibel wieder zum Fundament der Allgemeinbildung in den europäischen Völkern zu machen.

Matter sieht klar, dass damit auch der Schweiz eine Grundlage fehlt, auf der ihre Bürger Meinungsverschiedenheiten austragen und zu gemeinsamen Zielen finden könnten. Es ist darum sein soziales Engagement, das ihn dazu antreibt, nach dem Recht des Christentums zu fragen. Feierlicher gesagt: Es ist seine staatsbürgerliche Verantwortung, die ihn motiviert, womöglich zu einem Anwalt des Christlichen zu werden – einem «Fürsprecher», wie es in der Berner Amtssprache heisst. Oder noch anders gesagt: Matter stellt das Denkschema in Frage, der Glaube sei Privatsache, und erinnert daran, dass die Kirche seit *Kaiser Konstantin* in hohem Mass kulturelle Mitverantwortung getragen hat. Diese kann sich nicht in barmherzigen Werken unter den sogenannten Randgruppen erschöpfen. Vielmehr hat die Kirche den europäischen Völkern etwas Grundlegendes geboten: Wörter, Bilder, Gedanken, Melodien, mit deren Hilfe sich die Wirklichkeit auf eine differenzierte Weise wahrnehmen liess.

So hat das Christentum wesentlich dazu beigetragen, dass sich die sozialen Ordnungen verstehen, legitimieren, würdigen und in ihren Fragwürdigkeiten ertragen liessen. Die Kirchen verhalfen der abendländischen Kultur zu einer gemeinsamen Sprache und damit zur Möglichkeit, sich zu verständigen, über das hinaus, was es Tag für Tag zu organisieren galt. Um dieses geistige Erbe, das auch ihn trägt, geht es Matter. Auf den abschliessenden Seiten der «Sudelhefte» findet sich die Notiz:

Ich könnte mir vorstellen, dass im Mittelalter die Menschen viel weniger absolutistisch waren als wir heute. Damals waren sie einerseits Bauer oder Landsknecht, oder Goldschmied – und andererseits Christ. Die Kirche versuchte den Menschen als Menschen zu bestimmen, und von daher war seine Stellung in der Gesellschaft reflektiert. Heute sind wir nicht mehr Christen, es gibt keine Kirche mehr. Dadurch kann jeder seine persönliche Erfahrung absolut setzen. Wir sind einseitiger geworden und haben bei Auseinandersetzungen keinen gemeinsamen Boden mehr, auch nicht um das, was alle angeht, Politik zu erörtern. Deshalb werden die Diskussionen zu einer blossen Äusserung von «Standpunkten» (links oder rechts), und es erwacht die Lust, sich gegenseitig mit Steinen zu beschmeissen. Da durch die Glaubensfreiheit die Weltanschauung Privatsache geworden ist, hat die öffentliche Auseinandersetzung ihre Basis verloren. Der Gesellschaft fehlt ein gemeinsames Bezugssystem.⁵⁰

Matter stellt fest, dass das Projekt Moderne an einem entscheidenden Punkt gescheitert ist. Die Aufklärer haben zwar das Christentum in Frage gestellt und rein praktisch zur Seite gedrängt, aber es ist nicht gelungen, etwas anderes an seine Stelle zu setzen. Vielmehr sind die je persönlichen Erfahrungen zum absoluten Bezugspunkt für jeden Einzelnen geworden.

Die Aufklärer konnten keine ethischen Grundlagen aufzeigen, die allgemein verbindlich das Gemeinwesen auf ein höheres Ziel ausrichten würde. Sie haben das versucht, aber es ist ihnen nicht gelungen. Seither kann jeder seine subjektiven Präferenzen absolut setzen. Die Gesellschaft zerfällt zu einer Ansammlung von Privatleuten. Auch wenn die einen oder anderen behaupten, dieses oder jenes sei allgemein gültig, erscheint das willkürlich und hat keine innerste Bindekraft.

50 · Sudelhefte, Tagebuch IV, 1971, Nr. 28, S. 128

Im Manuskript seiner Habilitationsschrift stellt Matter dar, wie die Vertreter einer «Pluralistischen Staatstheorie» dem eine positive Deutung geben:

*Der Staat selbst wird von ihnen nicht mehr als eine gegebene Einheit aufgefasst. ... Er ist eine Vielheit von Individuen und Gruppen, denen die Einheit nur als Ziel gesetzt und gemeinsam aufgegeben ist.*⁵¹

1976, acht Jahre nach den Cambridge-Notizen Matters, formulierte der konservative Jurist *Ernst-Wolfgang Bockenförde* einen staatstheoretischen Grundsatz, der in ähnlicher Weise ein Problem anzeigt. Dieser Satz wurde bald einmal ebenso berühmt wie berüchtigt:

*Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Das ist das grosse Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist.*⁵²

Der Staat, meint Bockenförde, sei auf andere, integrierende und motivierende Kräfte angewiesen, insbesondere auf die Kirchen, die das Konglomerat von geistigen Zielen und Werten kultivieren, aus dem sich das politische Wollen nährt. Daraus ergab sich sogleich die Frage, ob konsequenterweise der Staat die Kirchen zu fördern habe. Der Zusammenhang von christlicher Wahrheit und politischem Gemeinsinn wurde damit fokussiert auf die Frage nach Geld und Macht. So konnte sie nicht greifen.

51 Hans Peter Matter, 'Die pluralistische Staatstheorie oder der Konsens zur Uneinigkeit', hg. v. Benjamin Schindler, Zytglogge Verlag Oberhofen, 2012, S. 41

52 Ernst-Wolfgang Böckenförde, 'Staat, Gesellschaft, Freiheit', Frankfurt a. M., 1976, S. 60

Matter stellt dieselbe Frage grundsätzlicher, oder besser gesagt: allgemein menschlicher, im Kontext der Alltagserfahrungen, die seine Lieder besingen. Ob sie in dieser Form ein Nachdenken herausfordert, das keine raschen Antworten zur Hand hat?

Kult und Kultur

Ein knappes Jahrzehnt später brachte der Tübinger Soziologe *Friedrich Tenbruck* eine Skizze der europäischen Kulturgeschichte zu Papier, die ein dunkles Gegenbild zu der hellen Geschichte vom Fortschritt entwirft. Wo die europäische Kulturintelligenz die Entwicklung zu immer mehr Demokratie und Freiheit feiert, malt Tenbruck Fratzen von Eitelkeit und Zerfall. Die säkulare Kulturintelligenz, meint er, sei aufgetreten mit dem Anspruch, die wahre Ordnung der Dinge aufzudecken, ein «mit letzter Gewissheit begründbares Wissen», das einen gesellschaftlichen Konsens jenseits der christlichen Grundlagen möglich machen würde. Doch sie konnte diese Verheissung nicht einlösen. Das Reich der allgemeinen Humanität wollte sich auf bloße Aufklärung hin nicht einstellen. Deshalb erhob nun die säkulare Intelligenz ihrerseits den Anspruch einer Staatsreligion und machte sich ans Werk, bis zum Anbruch einer allgemeinen Vernünftigkeit die geistigen Grundlagen mit politischen Zwangsmitteln zu verwalten:⁵³

Nach drei Jahrhunderten ist das stumme Eingeständnis der Wissenschaft offenkundig. Derweil sie mit ihren beispiellosen Leistungen über alle Autoritäten triumphierte, hat sie keine neuen begründen können. Damit gerät die verwissenschaft-

53 Friedrich Tenbruck, «Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne», Opladen 1989, S. 84, 101f. u. 104

*lichte Zivilisation der Gegenwart in jene weglose Vergeblichkeit, die auf der einen Seite zwingt, das Räderwerk ihrer Organisation zu betreiben, und andererseits ohne den Glauben lässt, an der Verwirklichung einer richtigen und göltigen Ordnung zu arbeiten.*⁵⁴

Seither hat die «Postmoderne» den Anspruch erhoben, die Menschheit von diesem Anspruch der Moderne zu befreien. Sie erzählt ihre grosse Geschichte von den vielen kleinen Geschichten: Eine «Vielfalt konkurrierender Paradigmen» soll die *Pluralität von Rationalitäten, Wertsystemen, Gesellschaftsorientierungen zur Geltung bringen und damit die Verabschiedung der Einheitsträume erzwingen*⁵⁵.

Damit wird behauptet, jede Einheit und alles Allgemeine sei nur das Produkt von interessegeleiteten Manipulationen. So scheint es für die politischen Auseinandersetzungen wieder eine gemeinsame Basis zu geben – nämlich diejenige einer Toleranz, die alle beglückt mit der Erkenntnis, dass alles gleich göltig sei.

Das hat jedoch unerwünschte Folgen. Der einheitliche Pluralismus öffnet die Schleusen, durch die sich rein wirtschaftliche Kategorien in alles ergiessen. Denn wenn alles Geistige relativ ist, nur eben eine Frage des persönlichen Geschmacks, muss es ein anderes, allgemein verbindliches Kriterium geben. Und tatsächlich: Man findet es in der Kosten-Nutzen-Rechnung. Jeder versucht zu beweisen, dass seine Ideen rentieren. Auch die politischen Auseinandersetzungen präsentieren sich mehr und mehr als Konkurrenzkampf zwischen Anbietern, die für sich beanspruchen, einen grösseren Vorteil zu einem günstigeren Preis liefern zu können.

54 A. a. O., S. 136f.

55 Wolfgang Welsch, «Unsere postmoderne Moderne», Weinheim 31991, S. 42

Matter hatte Recht mit seiner Feststellung, dass die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Christentum ihre Basis verliert. Wenn nichts mehr die Gewissen bindet, gerät jedes Argument unter den Verdacht, dass es nur persönliche Interessen kaschiert. Einsichten und klärende Wörter, um die ein Mensch ringen mag, erscheinen als eine Hofkapelle, die den Ansprüchen der Mächtigen einen intellektuellen Glanz verleiht und so die eigene Karriere fördern. Dichter und Denker werden dadurch zu Lakaien der Macht. Ihre Wörter schmücken die Entscheidungen der Herrscher und verhelfen ihnen selber zum sozialen Aufstieg.

Wer kann sich freuen, wenn Vernunft und Sprache auf diese Weise degradiert werden?

Matter geht es also um noch Tieferes als die Grundlagen für die soziale Verständigung. Er fragt mit persönlichem Engagement, mit einem eigensten Interesse. Nicht nur als Jurist, sondern mehr noch als Künstler möchte er wissen, ob das Gemeinwesen nicht auf etwas Besserem als nur den gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen beruht.

Grenzüberschreitung

Urs Frauchiger meint zu Recht, dass mit den Reflexionen aus der Cambridger Zeit eine Gedankenwelt zugänglich wird, die im Rückblick auf die geistigen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte ein neues Verstehen ermöglicht.

*So eröffnen diese Texte den aufmerksamen Leserinnen und Lesern – aber nur diesen! – Perspektiven und Dimensionen, nicht allein auf Mani, sondern auch auf eine bereits zur Kulturgeschichte gewordenen Zeit, die als neu bezeichnet werden dürfen*⁵⁶.

56 Urs Frauchiger im «Essay» zum «Cambridge Notizheft», S. 12

Matters Notizen zeigen einen Kulturschaffenden, der sich vorurteilsfrei den Theologen zuwendet und mit profunden Kenntnissen in ein Gespräch mit kirchlichen Vordenkern tritt. Damit überschreitet Matter eine Grenze, die sich seit der Französischen Revolution immer tiefer in die europäische Kultur gezeichnet hat. Die Kulturschaffenden nahmen den Raum einer religiös neutralisierten, rein humanen und deshalb staatlich zu fördernden Kultur für sich in Anspruch. Das Feld der religiösen Wahrheiten überliessen sie dieweil den Theologen. Selbstverständlich setzten sie dabei voraus, dass diese konfessionell und also parteilich begrenzt seien und keinen Anspruch erheben dürfen, von allen bedacht zu werden. Selbst das Buch der Bücher, die Bibel, wurde für eine Mehrzahl von Kulturschaffenden zu einem Dokument, in dem sie lediglich beschränkte Privatmeinungen gesammelt wähten.

Umgekehrt war eine Mehrzahl der Theologen dankbar dafür, dass man sie reden, beten und machen liess, wie sie das auf den Grundlagen ihrer Tradition taten. Sie übten sich in einer bald gediegenen, bald gutgläubig naiven Zurückhaltung gegenüber der säkularen Kultur. In den evangelischen Kirchen galt es als die Pflicht eines aufgeklärten Theologen, die Zeichen der Zeit in den Romanen, Gemälden, Filmen der zeitgenössischen Künstler zu erkennen und diese in Predigten oder in Veranstaltungen zur «Erwachsenenbildung» christlich zu deuten. Die akademischen Theologen wiederum suchten den Anschluss an die neusten philosophischen, soziologischen, psychologischen oder pädagogischen Theorien, ohne diese einer theologischen Kritik zu unterziehen.

Insofern öffnen sich tatsächlich die Türen zu etwas Neuem, wenn Mani Matter mit seinen Fragen und Antwortversuchen einen präzise strukturierten Raum ausmisst, in dem Kulturschaffende und Theologen im Rückblick auf die geistigen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte in ein selbstkritisches Gespräch kommen können.

Denn es zeigt sich doch heute noch deutlicher, was Matter bereits vor über vierzig Jahren zu erkennen meinte: Eine konfessionell neutrale Kultur ist eine Chimäre. Und ein Kult, der sich unantastbar macht, indem er sich ins Private zurückzieht, wird belanglos.

Im Leben und im Guten

Matter fragt – nicht nach dem Trost, den das Christentum vermitteln kann, und nicht nach den Wissenslücken, die der Glaube womöglich zu schliessen hilft. Er möchte die kulturelle Tragkraft des Glaubens prüfen. Mit diesem Anliegen gerät er in die Nähe des Theologen *Dietrich Bonhoeffer* (1906–1945), der wegen seiner Beteiligung am Widerstand gegen Hitler schliesslich hingerichtet wurde. In einem Brief aus dem Gefängnis hatte Bonhoeffer festgehalten, es sei nicht Recht, wenn die Theologen aus Gott einen Lückenbüsser machen, der seinen Auftritt dort hat, wo die Menschen nicht mehr weiter wissen. Vielmehr müsse eine lebenskräftige Theologie den Menschen etwas zu sagen haben in dem, was sie Gutes und Starkes zu leisten vermögen.

*Die Religiösen sprechen von Gott, wenn menschliche Erkenntnis ... zu Ende ist oder wenn menschliche Kräfte versagen. ... Ich möchte von Gott nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen sprechen.*⁵⁷

57 Dietrich Bonhoeffer, Brief vom 30.4.44, in: ‚Widerstand und Ergebung,‘ München, 81974, S. 134f.

Matter ist nicht weit von Bonhoeffer entfernt, wenn er sich überlegt, ob er das Christentum verteidigen müsste, um etwas «zur Verbesserung der Gesellschaft» beizutragen.⁵⁸ Er entdeckt im Christlichen einen Angeklagten, der ein grösseres Recht hat, als seine Ankläger meinen. Das Christentum hat sich verschämt ins Private zurückgezogen und hätte es doch verdient, dass seine Vertreter mit ausgreifenden Argumenten eine vorurteilsfreie Wahrnehmung herausfordern. Die christliche Kultur ist reicher und vielschichtiger, als die etablierten Denkmuster das suggerieren. Sie ist es wert, dass jemand sie kompetent verteidigt.

Könnte das meine Aufgabe sein, fragt sich Matter. Könnte es richtig sein, dass ein Mensch mit seinen besten Gaben das Christentum verteidigt, so dass es sich von der Anklagebank erheben und gerechtfertigt seinen Teil zum gemeinsamen Wohl – oder gar zu einem zukünftigen Heil – beitragen kann?

Urs Frauchiger charakterisiert die entsprechenden Notizen zutreffend, wenn er betont, dass sie keine «Gottessuche» dokumentieren und nicht als Bekenntnisse zu lesen sind. Mani Matter hat nicht Gott gesucht. Es ging ihm nicht darum, seinen persönlichen Glauben zu bekennen. Er wollte verstehen und würdigen, was einer christlich geprägten Gesellschaft vorgegeben ist, und auf welchen Grundlagen sie demnach ihren Weg in die Zukunft suchen kann. Das Christentum muss man nicht suchen. Es ist in der westlichen Kultur immer schon da – als Last und als Chance.

Mit dem «Christentum» meint Matter das Konglomerat von Überzeugungen, Verhaltensmustern, Werturteilen, Traditionen und Emotionalitäten, von denen die Kultur der abendländischen Völker geprägt ist, lange bevor ein Einzelner sich dazu verhalten kann. Was damit gegeben ist, bleibt über grosse Strecken unbewusst.

58 S. o. Anm. XX34

Eine «kostbare Passage»⁵⁹ aus dem «Cambridge Notizbuch» fasst zusammen, was nach dem Verständnis Matters mit dem Christentum gegeben ist.

*Das Christentum ist also nicht die Behauptung: Gott ist, sondern die Antwort auf die Frage: Wie ist Gott? Es sagt: Er ist transzendent; er hat die Welt geschaffen; er ist ihr Zweck und damit das Subjekt aller wahren Forderungen (Wahrheit, Güte, Schönheit); er ist uns gnädig, auch wenn wir sie nicht erfüllen. Wenn wir ihn erkennen, so erkennen wir uns, als sein Geschöpf im Mitsein mit andern, aufgerufen und doch immer sündhaft und dennoch von ihm gnädig angenommen. Unser Leben wird zum Gottesdienst, indem wir diesen Ruf zu beantworten versuchen.*⁶⁰

Alternativ zum Begriff vom «Christentum» verwendet Matter auch denjenigen vom «christlichen Erbe» und notiert:

Unsere besten Motive, die uns so selbstverständlich sind, dass wir sie als fraglos und allgemein menschlich ansehen, sind unser christliches Erbe, was man erst realisiert, wenn man buddhistischen und mohammedanischen Glauben ernst zu nehmen beginnt. Was für Abgründe tun sich auf, angesichts der Konsequenzen dieser Haltungen! Kann man buddhistische Lebensfeindlichkeit oder mohammedanischen Fatalismus wirklich wollen?

*Die meisten Leute wissen nur nicht mehr, was alles sie dem Christentum verdanken.*⁶¹

59 Urs Frauchiger, «Essay» zum «Cambridge Notizheft», S. 20

60 «Cambridge Notizheft», S. 94. Urs Frauchiger charakterisiert diese dichte Zusammenfassung als «eine Notiz zu Gott», «Essay», ebd. S. 20.

61 «Cambridge Notizheft», S. 126

Es sind gewiss vereinfachende Striche, mit denen Matter die Alternativen zeichnet. Zu seinen Lebzeiten waren religiös anders geprägte Kulturen noch eine eher ferne Realität. Und doch machen Matters Vereinfachungen grundlegende Unterschiede fassbar, die heute oft nur zugedeckt werden von multireligiös freundlichen Vorurteilen. Wer über die religiösen Diskussionen in den westlichen Ländern nachzudenken beginnt, konstatiert Matter, bemerkt rasch einmal, dass selbst die Kritik am Christentum zu einem grossen Teil aus dem schöpft, was das Neue Testament zu denken gibt:

Wenn man z. B. die Inquisition oder den Moralismus der Puritaner angreift – im Namen von was für Werten tut man denn das? Im Namen des «Liebet eure Feinde», und jenes Geistes, der gegen den Moralismus und die Heuchelei der Pharisäer auftritt; also im Namen des richtig verstandenen gegen das schlecht verstandene Christentum.⁶²

Das Christentum stellt auch Kriterien bereit, mit deren Hilfe man es kritisieren kann. Ist dieses komplexe Gebilde es wert, verteidigt zu werden, und könnte das eine Aufgabe für mich sein, fragt sich Matter.

Das Bilderverbot und die Erwartungen an den Sonntag

Ein zentrales Erbteil aus der jüdisch-christlichen Tradition scheint für Matters Denken und Schaffen von grundlegender Bedeutung gewesen zu sein, vielleicht tiefer greifend noch, als ihm selber bewusst war. Es ist das die negative Voraussetzung des Glaubens, die noch lange nachwirkt auch

62 A. a. O., S. 105f.

dort, wo der Freiraum, den sie schafft, nicht mehr gefüllt wird: das Verbot, sich von Gott ein Bildnis zu machen.

Gott ist kein Götze. Er passt in keinen Gottesbegriff. Niemand kann behaupten, er wisse, oder er könne sich zumindest vorstellen, wer und wie Gott sei. Ein Gott, der sich dem menschlichen Denken als ein sinnvoller und nützlicher Gott präsentieren würde, wäre gewiss nicht der eine, lebendige Gott.

Diese Überzeugung verdankt sich dem zweiten der Zehn Gebote:

*Du sollst dir kein Bildnis machen!*⁶³

Nichts, das sich von einem menschlichen Geist umfassen lässt, kann das Eine, einzig Wahre sein. Erst recht kann der Eine, der einzige wahre Gott kein Objekt sein, das sich mit einem Begriff fixieren lässt. Diese Überzeugung bildet bis heute einen festen Bestandteil des reformierten Gottesbewusstseins. Er lässt das Göttliche ins Abstrakte auswandern. Unvorstellbar, als rein geistig erscheint die Realität, auf die der Glaube vertraut. Am Ende bleibt von der reformierten Frömmigkeit vor allem dieses Negative: die Absenz aller Bilder.

In seinem schriftstellerischen Werk wendet *Max Frisch* das Bilderverbot ins innerweltlich Humane. Er erzählt, wie schuldhaft es ist, sich von einem Menschen ein Bildnis zu machen. Niemand kann leben, wenn seine Nächsten ihn fixieren auf eine Vorstellung von ihm. Die wahre Liebe bleibt offen, bewegt sich, geht mit, verändert sich und legt niemanden fest.

Mani Matter thematisiert das in seinem Lied vom Maler, der sein Kunstwerk nicht vollenden kann, weil die Kuh am Waldrand für sein Schaffen nicht den nötigen Kunstverstand aufbringt.

63 2. Mose 20,4ff.; 5. Mose 5,6ff.

är isch mit syre staffelei am sunntig über land
und het es sujet gsuecht, won är chönnt male
da trifft sy künschtlerblick uf ene chue am waldesrand
är gseht: das git es meischterwärk, nid z zahle

är stellt sech uuf und malt zersch linggs dr wald
im hintergrund
e hügel rächts, chli himel no derzue
druf macht er vorne ds gras mit vilne blueme drinn
und chunnt
am schluss zur houptsach, nämlech zu dr chue

är mischt uf syr palette zarti bruun mit geschickter hand
und tunkt dr pinsel dry und setzt nen aa
doch won er jitz e letschte blick wirft uf sy gägestand
isch plötzlech, o herje, d chue nümme da

das uverschante tier isch useglossen us sym bild
kei mönsch weis, was vo dert ihns het vertribe
s isch nümm zrüggo, ou won är grüeft und gwunke
het wi wild
e wysse fläck isch uf dr lynwand bblibe

no lang a sälbem sunntig isch är gsässe a der stell
het wartet vor syr staffelei, dass da
– es bruucht nid di glychi z sy – e chue dert häre well
wo ihn no würd sys bild vollände la

doch d wält isch so perfid, dass si sech sälten oder nie
nach bilder, wo mir vo re gmacht hei, richtet
so hei uf dere matte die banausehafte chüe
dä aasatz zum ne meischterwärk vernichtet⁶⁴

64 Warum syt dir so truurig, S. 43f.

Ohne darüber nachzudenken, profitiert der Maler vom jüdisch-christlichen Erbe. Noch immer schenkt Woche für Woche der Sonntag einen Freiraum. Dieser Tag heiligt das Leben, sagt das vierte der Zehn Gebote.⁶⁵

An diesem Tag soll werden, was keinen Platz hat in der harten Berufswirklichkeit – ein Meisterwerk, «nid z zahle». Viele zieht es aufs Land, in die Natur, wo sie, wie sie sagen, Gott erleben. Jedenfalls soll dieser Tag frei sein – ein herrlich leeres Blatt! Niemand darf einem vorschreiben, was darauf zu stehen hat. Je härter die Zwänge im Berufsleben sind, umso stärker ist dieses Begehren.

Die grossen Erwartungen an den Sonntag fussen auf der kaum reflektierten Annahme, dass dieser Tag dem Göttlichen gehört, und dass Gott verständnisvoll lieb ist. Das Religiöse ist eine freie Fläche, auf die man seine Liebhabereien projizieren darf.

Umso bitterer ist manche Enttäuschung am Sonntagabend, wenn der Tag nicht gebracht hat, was er in der Morgenfrische versprach.

Matters Maler macht sich auf den Weg, um an einem Waldrand sein Bild auf die Leinwand zu bannen. Es gelingt ihm tatsächlich, das leere Blatt mit den schönen Farben einer Landschaft, Wald, Gräser und Blumen zu füllen. Doch die Hauptsache – nicht ein goldenes Kalb, sondern eine Kuh – will sich nicht nach seinen Vorstellungen richten. Das dumme Tier läuft fort und vernichtet das schön Erdachte.

Der assoziative Reichtum dieses Liedes lässt sich in zwei Richtungen deuten: Wenn sich die Gefühle frei entfalten, bleiben sie unversehens leer, auch im Religiösen. Doch auch der Verstand macht sich lächerlich, wenn er mit seinen Ideen die Wirklichkeit nach den eigenen Vorstellungen malen will. Matter wollte weder ein marxistischer noch ein freisinniger

65 2. Mose 20,8-11; 5. Mose 5,12-15

Systematiker sein. Weder mit den Kategorien einer klassenkämpferischen Weltsicht noch mit humanistischen Idealen lässt sich die Hauptsache fassen. Matter war aber auch kein Antisystematiker. Er propagiert nicht eine prinzipielle Offenheit als Heilsweg.

Die neutestamentlichen Schriften geben dem alttestamentlichen Verbot, sich ein Bildnis von Gott zu machen, eine überraschende Deutung. Sie sagen: Man darf sich Gott nicht vorstellen – weil Gott selber sich ein Bild machen will. Gott will keine Projektionsfläche für religiöse Gefühle sein. Er hat selber den Freiraum gefüllt, den der Sonntag schenkt. Im Kolosserbrief heisst es von Christus:

*Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes.*⁶⁶

Und Jesus sagt von sich:

*Wer mich sieht, der sieht den Vater.*⁶⁷

Wenn es verboten ist, sich eine Vorstellung von Gott zu machen, heisst das nicht, dass alles Göttliche unvorstellbar ist und unvorstellbar bleiben will. Sonst wäre der Zwang zur Abstraktion eine Art – negatives – Gottesbild. Die neutestamentlichen Aussagen nehmen für Christus in Anspruch, dass er den Leerraum, den das Bilderverbot schafft, füllen darf. Was die Evangelien von ihm erzählen, soll dem Fühlen Form geben und die religiösen Vorstellungen leiten. Gott hat selber ein Bild von sich gemacht hat und will mit ihm die Menschen prägen.

66 Kolosser 1,15

67 Johannes 14,9

Evangelische Theologie im 20. Jahrhundert

Theologie

Wenn Matter nach dem Kern und dem Recht des Christlichen fragt, nimmt er einen spezifischen Strang dieser Tradition auf. Anders als andere Religionen hat der christliche Glaube eine wissenschaftliche Theologie hervorgebracht. Der Glaube an Christus trägt in sich so etwas wie eine Nötigung, seinen Gehalt rational zu durchdringen und gegen verwirrende Missverständnisse stimmig zu ordnen.

Schon zu Jesu Lebzeiten hatte sich der Berufsstand der Schriftgelehrten herausgebildet, der eine zentrale Rolle in der Frömmigkeitspraxis spielte. Als später der Glaube zu einer kulturtragenden Macht wurde, erwies es sich bald einmal als notwendig, das verbindende Wissen an besonderen Lehr- und Forschungsstätten zu sammeln und vor kurzschlüssigem Über-eifer zu schützen. Eine nach der anderen wurden die europäischen Universitäten gegründet, an denen der Theologie eine zentrale Aufgabe zukam.⁶⁸ So hat der Glaube an Christus eine theologische Wissenschaft etabliert: Die Arbeit einer Forschergemeinschaft, die über die Generationen hin die bibli-

68 Vgl. Manfred Fuhrmann, 'Bildung. Europas kulturelle Identität', Stuttgart 2002, S. 18f.

schen Aussagen und die kirchlichen Praktiken mit methodisch disziplinierten Fragen konsistent darzustellen und im Gegenüber zu den wechselnden Infragestellungen in ihrem Wahrheitsgehalt zu behaupten sucht.

Es entspricht seinem rationalen Vorgehen, dass sich Matter den zeitgenössischen Berufstheologen zuwendet, wenn er sich ein eigenes Urteil über das Christentum bilden möchte.

Urs Frauchiger schreibt in seinem Essay zu den Cambridge Notizen, es schwingt in ihnen alles ineinander, *seine Mystik und sein Nonsense, sein juristisch fundierter Gerechtigkeitsinn und sein pragmatisch-politisches Handeln*⁶⁹.

Um den Zugang zu den Gedankengängen Matters zu finden, dürfte es hilfreich sein, einen Augenblick lang dem erstgenannten Begriff dieser beiden Wortpaare nachzudenken. In der theologischen Wissenschaft wird der Begriff des «Mystischen» verwendet, um eine direkte Gotteserfahrung zu umschreiben. Das wird teils positiv, teils negativ bewertet: Das mystische Erleben nimmt für sich ein unmittelbares Erleben des Göttlichen in Anspruch. Gott kommt dem Mystiker nahe und vereinigt sich mit ihm, ohne dass dieser dafür ein Wort, Sakrament oder eine kirchliche Institution nötig hat. Das schenkt ihm eine innerste Unabhängigkeit und Freiheit. Es kann ihn aber auch einsam und eigenmächtig, selbtherrlich und arrogant machen. Er hat Gott erlebt und weiss, was richtig ist.

Matter verwendet den Begriff «mystisch» in einem anderen Sinn, und so dürfte er auch von Urs Frauchiger gemeint sein. Matter schreibt einmal:

69 Urs Frauchiger, «Essay», in: «Das Cambridge Notizheft», S. 13

Dass Morgenstern Mystiker war und Nonsense-Verse geschrieben hat, ist keineswegs erstaunlich. Der Nonsense ist der Mystik nahe verwandt. Bei Chesterton steht (ungefähr) der Satz: «those who think that faith is nonsense might one day discover that nonsense is faith».⁷⁰

Dieses literarische Verständnis von Mystik beansprucht keine persönliche Gottesbegegnung. Vielmehr kombiniert es in paradoxer Weise das christliche Verständnis, nach dem sich das Göttliche im Wort offenbart, mit dem Anliegen, ihm jenseits aller Denknöwendigkeiten zu begegnen. Sprachliche Formulierungen, welche keinen innerweltlichen «Sinn» geben, werden zum Eingangstor für das, was jenseits von Logik und Erfahrungstatsache möglich ist.

In Matters Aufzeichnungen findet sich kein Anzeichen, dass er ein mystisches Erleben gehabt oder gesucht hätte, so wie die Schultheologie dies versteht. Matter zeigt kein Interesse für intuitive Grenzüberschreitungen in Transzendentes oder spirituelle Techniken zur Bewusstseinerweiterung. Hat er gebetet oder meditiert? Darüber erfahren seine Leser nichts. Er erwartet nicht, dass sich das Recht des Christlichen in authentischen Erfahrungen erweise, und sucht die Wahrheit des Glaubens dementsprechend weder bei herausragenden Persönlichkeiten mit grossem Charisma noch in starken Gemeinschaftserlebnissen.

Konsequenterweise greift Matter deshalb nicht zur Bibel, auch nicht zu Bibelauslegungen oder zu einem Gesang- oder Gebetsbuch, sondern er greift zu den Büchern der theologischen Akademiker und lässt sich von ihnen erklären, wie sie den Glauben verstehen. So möchte er die Argumente nachvollziehen, die für das christliche Erbe sprechen.

70 «Sudelhefte», Tagebuch IV, 1969, Nr. 19, S. 120

Karl Barths Neuansatz

Es lag nahe, dass sich Matter dem Werk *Karl Barths* (1886–1968) zuwandte. Dieser hatte sich als der wohl bedeutendste evangelische Theologe des 20. Jahrhunderts etabliert.

Ein Jahrhundert zuvor hatte *Friedrich Schleiermacher* (1768–1834) die evangelische Theologie auf eine radikal neue Grundlage gestellt. Damals waren tiefe Zweifel an der Wahrheit der biblischen Botschaft erwacht, und die Französische Revolution hatte grosse Hoffnungen auf einen unaufhaltsamen Fortschritt geweckt. Da war es ein Befreiungsschlag, als Schleiermacher die Theologen lehrte: Es geht in unserer Wissenschaft nicht um ‚Metaphysik‘, um begriffliche Erkenntnisse vom Übernatürlichen. Und es geht auch nicht um ‚Moral‘, um ein ewiges Wertsystem. Es geht um Religion. Und Religion besteht im «Gefühl» «der schlechthinnigen Abhängigkeit» vom Unendlichen.⁷¹ Die Theologie ist dementsprechend die Wissenschaft, die alles auf die eine Frage bezieht, wie dieses fromme Gefühl angeregt werden soll.

Barth hatte sein Studium ganz in diesem Verständnis von Theologie absolviert. Doch dann erlebte er eine «Götterdämmerung».⁷² Als der Erste Weltkrieg ausbrach, unterzeichneten 93 deutsche Intellektuelle einen Aufruf, der die Kriegspolitik *Kaiser Wilhelms II.* verherrlichte. In der langen Liste mit den vielen Unterschriften fand Barth auch die Namen fast aller seiner theologischen Lehrer.

Das religiöse Gefühl hatte nicht die Kraft, auf kritischer Distanz zur Kriegsbegeisterung zu bleiben. Energisch begann Barth deshalb den Gegensatz zwischen dem Wort Gottes und allen Gefühlsregungen zu betonen. Der Geist Gottes wirkt

71 Zweite der ‚Reden über die Religion‘, in der Ausgabe bei Reclam, hg. v. C. H. Ratschow, Stuttgart 1969, S. 35 und ‚Der christliche Glaube‘, hg. v. M. Redeker, Berlin 1960, § 36, S. 185.

72 Zitiert bei Eberhard Busch, ‚Karl Barths Lebenslauf‘, S. 93

etwas anderes als nationale Begeisterung. Ja, überhaupt, begann Barth zu skandieren: Gott ist «ganz anders» als alles Menschliche.

Das war ein paar Jahre später noch viel wichtiger. Als einige kirchliche Amtsträger sich zu mystisch verbrämten Lobreden auf «den Führer» *Adolf Hitler* mitreissen liessen, war Karl Barth dabei, eine Bekenntnisfront gegen diese Vereinnahmung des Glaubens zu formieren. Er war massgeblich daran beteiligt, die *Theologische Erklärung von Barmen* zu verfassen. Allen Versuchen, die biblische Botschaft umzudeuten, so dass sie sich eingefügt hätte in die Aufbruchsstimmung der frühen Hitlerjahre, erteilte dieses Dokument eine unüberhörbare Absage:

*Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung ausser und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.*⁷³

Damit war mit aller wünschenswerten Klarheit gesagt: Adolf Hitler ist keine Offenbarung Gottes. Wer ihm die Treue schwört, darf voraussetzen, dass ihn das zu nichts verpflichtet, was dem Wort Gottes widerspricht.

Diese klare politische Positionierung verhalf der Theologie Karl Barths nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer dominierenden Stellung.

Die Grundthesen, die Karl Barths Theologie formen, fasst Matter präzise zusammen. Zuerst die negative Voraussetzung:

73 «Theologische Erklärung von Barmen», 1934, 1. These, in: «Evangelisches Gesangbuch», Ausgabe für die Landeskirche in Baden, 1995, Nr. 887

*Gott ist für den Menschen unerkennbar. Er lässt sich weder als logische Notwendigkeit beweisen noch als Subjekt der ethischen Forderungen postulieren. Er ist menschlicher Erkenntnis schlechthin unzugänglich.*⁷⁴

Barth kann sich für diese kategorischen Aussagen auf zahllose biblische Aussagen berufen. So heisst es zum Beispiel:

*Niemand hat Gott je gesehen*⁷⁵.
*Er wohnt in einem unzugänglichen Licht.*⁷⁶
*Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken,
und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR*⁷⁷.

Diesen eher abstrakten Aussagen entspricht ein bemerkenswerter Befund im Hinblick auf alle biblischen Erzählungen: Auf ihren vielen hundert Seiten beschreibt die Bibel keinen einzigen Menschen, der Gott sucht und dann findet. Immer ist es umgekehrt: Gott ruft Menschen und macht ihnen Zusagen, die für sie unerwartet sind, oft unerwünscht, und die unmöglich scheinen.

Abraham und seine Frau Sarah sind die biblischen Urbilder für diese Zuwendung Gottes zu den Menschen. Die Eheleute sind alt. Seit langem begleitet sie die Verheissung Gottes, dass sie zahlreiche Nachkommen haben werden. Doch das ist mittlerweile biologisch ausgeschlossen. Dennoch wiederholt Gott diese Zusage. Beide reagieren darauf mit einem Lachen.⁷⁸ Gottes Wort provoziert, dass man es auslacht.

74 Cambridge Notizheft, S. 70. Hervorhebung durch Matter.

75 Johannes 1,18

76 1. Timotheus 6,16

77 Jesaja 55,8

78 1. Mose 17,17 und 18,12

Was Gott predigen lässt, schreibt der Apostel Paulus viele hundert Jahre später, ist nach menschlichem Verständnis «töricht».⁷⁹

Diese biblische Vorgabe wendet Barth ins Prinzipielle. Von Gott lässt sich nur etwas sagen, weil er selber die Voraussetzungen dafür geschaffen hat. Matter fasst prägnant zusammen:

*Gott hat sich den Menschen in Christus offenbart, wovon wir Zeugnis haben in der Schrift. Wenn wir glauben, so können wir nur von dieser Offenbarung ausgehend denken. Wollten wir Gott mit unserer Vernunft zu erkennen, zu ergründen suchen, so wäre diese das Absolute, sie würde zu Gott und Gott zu ihrem Produkt.*⁸⁰

Diese These, hält Matter fest, sei «unanfechtbar».⁸¹ Es wäre unlogisch, an einen Gott zu glauben, der sich logisch beweisen lässt. Ein solcher Gott müsste die Vorgaben der Vernunft erfüllen. Dann wäre die Vernunft massgebend für Gott – die Vernunft wäre göttlicher als Gott.

Das leuchtet Matter ohne weiteres ein, und er beschliesst die Zusammenfassung des barth'schen Standpunktes mit einer noch prägnanteren Formulierung:

*Das einzige, was wir tun können [ist], Gottes Offenbarung annehmen und diese zum Ausgangs- und Fixpunkt unseres Denkens machen. Nur so ist Gott der Herr, sonst ist es der Mensch. C'est à prendre ou à laisser.*⁸²

79 1. Korinther 1,18.21

80 Cambridge Notizheft, S. 70

81 A. a. O., S. 89

82 A. a. O., S. 70

Nicht umsonst formuliert Matter die Schlusspointe auf Französisch. Sie wirkt charmanter so. In grobem Deutsch würde sie lauten: Vogel friss oder stirb. Entweder du glaubst, oder du glaubst nicht.

Dadurch droht das Christliche zu einem in sich geschlossenen System zu werden, eine erratische Masse, die in keinem Austausch mit ihrer Umwelt steht. Das ist verhängnisvoll.

Denn die biblischen Schriften enthalten eine Vielzahl von unterschiedlichen literarischen Gattungen. Das öffnet unterschiedliche Zugänge zur Wahrheit des Glaubens. Die Kirchengeschichte erzählt anschaulich, auf wie viele Arten der Glaube Gestalt finden kann. Das macht es möglich, über das Recht des Christlichen zu disputieren und hin und her zu erwägen, welche Formen tragkräftig und weiterführend sind. Wenn dieser Reichtum in das Korsett einer vereinheitlichenden Idee gespannt wird, so verengt sich alles auf die eine Frage: Leuchtet dir diese Idee ein – oder nicht? Glaubst du daran, oder glaubst du nicht?

Von der Politik zur Naturwissenschaft: «Entmythologisierung»?

Als Mani Matter sich mit dieser Theologie zu beschäftigen begann, waren die Nöte der beiden Weltkriege Vergangenheit. Zwar versuchten einige Anhänger Barths, den Kirchenkampf in die Gegenwart zu verlängern. Der Kampf gegen die südafrikanische Apartheid, gegen die Nachrüstung oder gegen den Bau von Atomkraftwerken wurde dogmatisch überhöht. An der Frontstellung gegen solches Unrecht sollte die Relevanz der theologischen Aussagen anschaulich werden. Doch hatte das nicht mehr die Evidenz wie die Absage an Adolf Hitler.

Das ist vielleicht ein Grund, weshalb Mani Matter Karl Barths Grundannahmen auf eine andere Frage überträgt, die sich zu seiner Zeit wieder in den Vordergrund drängte. Wie verhält sich die menschlich vernünftige Naturerkenntnis zur biblischen Botschaft? Barth will ausdrücklich das Verhältnis von Naturwissenschaft und Glaube nicht thematisieren. In der Bibel begegnen uns jedoch immer wieder viele Wunder. Im Alten Testament nehmen sie an den Wendepunkten der Geschichte Israels einen breiten Raum ein. Im Neuen Testament sind sie einen Moment lang allgegenwärtig. Muss man an sie glauben? Kann man das? Solche Fragen stellt sich fast jeder Bibelleser.

Mani Matter scheint diese Frage überraschend leicht genommen zu haben. Den diesbezüglichen Fragen hält er entgegen, was er aus den Schriften Barths geschöpft hat: Wenn die zentrale Botschaft des Christentums wahr ist, wenn tatsächlich Gott Mensch geworden ist, dann sprengt das alles menschlich Denkbare. Im Vergleich zu dieser grundlegenden Aussage ist das, was die Wundergeschichten dem Denken an Schwierigkeiten bereiten, «ein Pappenstil», notiert Matter.⁸³

Für den grossen theologischen Gegenspieler Karl Barths, *Rudolf Bultmann* (1884–1976), war das nicht der Fall. Er war vielmehr der Meinung, dass die biblischen Texte auf einem alten, «mythischen» «Weltbild» beruhen: Oben der Himmel, unten die Hölle, und dazwischen die Erde als Schauplatz des Wirkens übernatürlicher Mächte wie Engel und Dämonen. Was die Evangelien anschaulich berichten von der Geburt des Gottessohnes, von seiner Himmelfahrt und seinem Kommen zum letzten Gericht, meinte Bultmann, sei schon nur dadurch «erledigt», dass die Welt nicht alsbald untergegangen sei, wie sich das Jesus vorgestellt habe. Vielmehr sei offenkundig, dass

83 (Cambridge Notizheft), S. 89

*die Weltgeschichte weiterlief und – wie jeder Zurechnungsfähige überzeugt ist – weiterlaufen wird.*⁸⁴

Deshalb neigte sich Bultmann wieder den Grundannahmen Schleiermachers zu. Man müsse die Verkündigung «entmythologisieren», schrieb er. Es gehe darum, den Kern der Botschaft zur Sprache bringen ohne das ›Weltbild‹, in das es die biblischen Texte kleiden. Statt mythologisch, beispielsweise von Himmel und Hölle, gelte es existential, vom bedingungslosen Angenommensein und vom Fluch der einsamen Selbstrechtfertigung zu reden.

Diesen Gedanken formuliert Bultmann mit derart abstrakten Worten, dass Matter zunächst – für seine Gewohnheiten aussergewöhnlich – einen längeren Abschnitt aus einem der Bücher Bultmanns nur eben abschreibt.⁸⁵ Später hält er mit eigenen Worten die negativen Voraussetzungen dieser Theologie fest: die neutestamentlichen Aussagen, dass Jesus von einer Jungfrau geboren und einen Sühnetod gestorben sei und als Richter zum Jüngsten Gericht kommen werde, gehen nicht auf Jesus zurück. Das sind spätere Deutungen der Gemeinde. Matter referiert eine doppelte «Konstante», die nach diesem Verständnis für den Theologen *Herbert Braun* den Gehalt des Christentums bildet:

*Die «Verlorenheit des Menschen» und «sein Gehaltensein durch das jenseitige Wunder».*⁸⁶

Möglicherweise hat Matter an das theologische Programm der ›Entmythologisierung‹ gedacht, als er in Cambridge die Idee für ein Chanson notierte:

84 Rudolf Bultmann, ›Kerygma und Mythos‹, 1948, zitiert in: ›Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen‹, hg. V. H.-W. Krumwiede u.a., Bd. IV/2, Neukirchen-Vluyn 1980, S. 172f.

85 ›Cambridge Notizheft‹, S. 90

86 A. a. O., S. 91f.

Ein Stadtkind, das eben erfahren hat, dass die Geschichten vom Storch und vom Osterhasen nicht wahr seien, kommt zu seinem Onkel aufs Land. Abends sagt sein Vetter zu ihm: «Komm wir wollen schauen gehen, ob die Hühner Eier gelegt haben.» Das Stadtkind wendet sich zu dem ersten und lacht überlegen: «Der glaubt noch an Hühner!»⁸⁷

In dieser Notiz spricht Matter dann aus, was er als Quintessenz einer solchen Geschichte in einem Chanson wohl nur angedeutet, oder vielleicht ganz dem Deutungsvermögen der Hörer überlassen hätte:

Ich habe immer gefunden: Es ist nicht weniger erstaunlich, dass die Hühner Eier legen, die Kühe Milch geben, als dass der Osterhase Eier oder der Storch Kinder bringt.⁸⁸

Matter erinnert sich selber daran, dass das scheinbar Selbstverständliche alles andere als selbstverständlich ist. Er formuliert das uralte Staunen darüber, dass die schöpferischen Kräfte der Natur zuverlässig geordnet sind. Ihm dürfte klar gewesen sein, dass dieses Staunen in der klassischen Philosophie die Grundlage für den sogenannten kosmologischen Gottesbeweis bildet: In ihrer unüberblickbaren Vielfalt erscheint die Natur doch als eine Einheit. Alles spielt zusammen. Das kann kein Zufall sein. Es lässt den Betrachter nicht gleichgültig. Es ist ein Kunstwerk, das die Nachdenklichen zur Annahme führt, dass ein Gott dieses Werk erdacht und erschaffen haben muss.

Dieses Sichverwundern über die Natur kontrastiert Matter mit einer Aufklärung, die das kindliche Staunen vertauscht hat mit einem kindischen Besserwissen. Ein solches

87 A. a. O., S. 125

88 Ebd.

«aufgeklärtes Wissen» bildet sich viel darauf ein, dass es die alten Geschichten durchschaut hat, in die das Volk das Geheimnis des Lebens kleidet. Es bläst sich auf mit einer intellektuellen Leistung, die gar keine ist, und plaudert unverdaute Erkenntnisse aus wie ein unreifes Kind.

Matter überträgt Barths Grundannahmen auf die naturwissenschaftlichen Herausforderungen. In den Werken der zeitgenössischen Theologen, die er liest, findet sich kein vergleichbarer Gedankenweg. Auch er selber scheint seine diesbezüglichen Überlegungen nicht weiter verfolgt zu haben.

Eine Rückfrage und zwei zentrale Aussagen

Jesus selbst

Mani Matter scheint keine Mühe gehabt zu haben mit den Problemen, welche die biblischen Wundergeschichten dem Denken bereiten. Dennoch drängt er mit seinen Gedanken aus den abstrakten Begriffen der Theologie Karl Barths hinaus. Er konzentriert sich dabei auf das, was für die Theologie entscheidend ist und stellt eine Frage, die sich die Berufstheologen nicht mehr zu stellen wagen. Barth, fasst Matter zusammen, hatte konstatiert, dass «jede historische Forschung letztlich sinnlos» sei. Matter wendet dagegen ein:

*Wenn wir Jesus glauben, müssen wir dann auch all jenen glauben, die seine Geschichte dargestellt und im NT ausgelegt haben? Müssen wir nicht gerade dann besonders neugierig sein, zu wissen, was Jesus selbst gesagt und getan hat, und dies von allen Zusätzen der Evangelisten und Apostel zu reinigen suchen?*⁸⁹

89 (Cambridge Notizheft), S. 90

Jesus selbst ... Wie viele vor ihm unterscheidet Matter zwischen Jesus und denen, die von ihm berichten, und möchte das auseinander dividieren.

Dieser Gedanke führt zum Programm der historischen Kritik. Spätestens seit Friedrich Schleiermacher sind die Theologen mit ihr beschäftigt. Die kritische Untersuchung der neutestamentlichen Schriften soll es möglich machen, unterschiedliche Quellen zu bestimmen, deren Qualität zu würdigen und dadurch am Ende festzustellen, was nun Jesus selbst getan und gewollt hat, und was spätere Deutungen in frommer oder unfrommer Absicht hinzugefügt haben.

Bis vor zweihundert Jahren galten die biblischen Texte allgemein als von Gott inspiriert. Es schien daher weder möglich noch erlaubt, mit kritischen Gedanken in sie einzudringen und mit einem vernünftigen Urteil zu entscheiden, was «real geschehen» und was «fromm erzählt» worden sei, was Jesus selber gesagt und was spätere Schreiber ihm in den Mund gelegt hätten. Doch warum sollte es nicht möglich sein, durch kritische Analysen den «historischen Kern» aus den «legendarischen Ausschmückungen» herauszuschälen?

Früh schon hatten «Evangelienharmonien» versucht, die Berichte der vier Evangelisten zu einem chronologisch konsistenten Bild zusammenzufügen. Das war jedoch erkauft mit einem Verlust an literarischer Qualität und dem Wegfall von scheinbar zufälligen Nebensächlichkeiten. Damit ging die innerste Bindekraft der Worte verloren.

Im 2. Jahrhundert hatte *Marcion* aus dem Neuen Testament eine widerspruchsfreie Heilslehre von grosser gedanklicher Evidenz herausgelesen. Zu diesem Zweck hatte er das Alte und grosse Teile des Neuen Testaments aus der Sammlung der heiligen Schriften herausgestrichen. Marcions überklares Verständnis des Evangeliums war indessen allzu durchsichtig. Es formulierte eine Weltanschauung, kein Glaubenswort, das die Herzen zu versöhnen vermochte.

Im 7. Jahrhundert nahm *Mohammed* für sich in Anspruch, ihm sei es gegeben, zwischen den echten und den verfälschten Partien in der Bibel zu unterscheiden. Die biblischen Aussagen über Abraham, Josef, Jona, Maria und Jesus interpretierte er auf eigenwillige Weise und fügte sie recht gewaltsam in seine eigene Glaubensbotschaft ein. Verglichen mit dem Bibelwort blieben dabei jedoch nur rudimentäre, unpräzise und poetisch kraftlose Versatzstücke zurück.

Immer wieder zeigt sich, dass der Versuch, die zentrale Aussage der Evangelien präziser zu fassen als sie das selber tun, in ideologische Programme mündet. Wer sagt, dass dies anders ist, wenn die moderne Kritik das mit ihren Methoden versucht?

Matter ist kein Theologe. Das wird besonders deutlich im Optimismus, der ihn glauben lässt, es müsse sich doch fassen lassen, was «Jesus selbst» getan und gewollt hat. Doch keine historische Forschung kann je die «Sache selbst» vergegenwärtigen. Die Geschichtsforschung kann im besten Fall ein historisch zuverlässiges Bild zeichnen. Und nur schon das scheint im Hinblick auf die Person Jesu mit besonders grossen Schwierigkeiten verbunden zu sein. Bereits im Jahr 1906 hatte *Albert Schweitzer* in seinem umfassenden Bericht über die Leben-Jesu-Forschung festgestellt, dass die Arbeit an einem solchen historischen Jesusbild die Theologen in eine Sackgasse geführt hatte.

Mit ein bisschen Abstand liess sich erkennen, dass die Theologieprofessoren, die in filigraner Detailarbeit herausarbeiten wollten, wer «Jesus selbst» gewesen sei, nur Bilder ihrer eigenen Ideen malten. Schweitzer schrieb:

Es ist geradezu ein Verhängnis der modernen Theologie, dass sie alles mit Geschichte vermischt vorträgt und zuletzt noch auf die Virtuosität stolz ist, mit der sie ihre eigenen Gedanken in der Vergangenheit wiederfindet.⁹⁰

Jesus und die Radikalität der Sünde

Am Christentum scheinen für Mani Matter vor allem zwei zentrale Aussagen überzeugend gewesen zu sein.

Zum einen ist es die Person Jesus, die im Zentrum des christlichen Glaubens steht. Was die Evangelien von ihm berichten, ist einzigartig:

Der Herr der Christenheit, der seinen Jüngern die Füße wäscht und sich vom Establishment umbringen lässt. Man vergleiche ihn mit andern Leitbildern: den griechischen und germanischen Helden, Napoleon, Goethe, Stachanov, James Dean. Welch ein Unterschied!

Wenn man am Christentum zweifelt, sollte man das bedenken. Man frage z. B.: Welches ist das Leitbild, das uns Bertrand Russell zum Ersatz anbietet? Man wird finden, dass es sich sehr kläglich ausnimmt.⁹¹

Mit dem Theologen und Schriftstellerkollegen Kurt Marti pointiert Matter:

Der Herr ist der, der sich lieber kreuzigen lässt, als dass er die Beherrschten aus Brüdern zu Objekten seiner Herrschaft macht.⁹²

90 *„Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, 6. Auflage, Schlussbetrachtung, in: Albert Schweitzer, „Gesammelte Werke“, Bd. 3, Zürich o. J., S. 875*

91 *„Cambridge Notizheft, S. 105*

92 *Ebd., S. 89*

Zum andern hebt Matter hervor, dass wir Menschen im radikal denkbarsten Sinne des Wortes Sünder sind. Zwar, notiert er, sei es ein fast aussichtsloses Unterfangen, dem modernen Menschen seine Sündhaftigkeit vorzuhalten und zu meinen, das sei für ihn nachvollziehbar und akzeptabel.

Und doch ist nichts nötiger als das Bewusstsein dieser «Sündhaftigkeit», nicht nur des Scheiterns des modernen Menschen vor jeder ethischen Forderung, die sich nicht zum vornherein nach der Decke streckt, geschweige denn vor der Radikalität der Forderungen, wie sie Jesus in der Bergpredigt aufstellt; sondern das positiv Vernichtende, das noch von unsern wohlgestemtesten Anstrengungen ausgeht.⁹³

«Durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde»⁹⁴, schreibt der Apostel Paulus im Römerbrief, und spitzt das noch zu:

Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.⁹⁵

Auch «noch von unsern wohlgestemtesten Anstrengungen» kann das positiv Vernichtende ausgehen, deutet Matter. Die Heilslehren des 19. Jahrhunderts, die im 20. Jahrhundert zum Bau der Konzentrationslager animierten, stehen im Grossen für eine solche Perversion. Aber auch im Kleinen, Zwischenmenschlichen, geschieht tagtäglich dergleichen: Zum Beispiel kann der religiöse Eifer hartherzig über die Nöte der Mitmenschen hinweggehen, oder ein hoch gestecktes Geschäftsziel

93 Ebd, S. 92

94 Römer 3,20

95 Römer 7,18f.

kann den Gemeinsinn in einem Unternehmen aushöhlen. Die Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit, meint Matter, sei notwendig, *nicht damit wir an allem verzweifeln und uns von der bösen Welt zurückziehen; wir entgingen gerade so unserer Sündhaftigkeit am wenigsten. Aber damit wir uns von der verkrampften Vorstellung lösen, unser Leben sei durch das gerechtfertigt, was wir «erreichen» an Popularität, an Geld, an Macht, oder auch an Tugend oder Genie.*⁹⁶

Als positive Konsequenz aus dieser Einsicht erhofft sich Matter, wie er in genuin christlicher Weise formuliert, dass wir *unsere Egozentrik in Demut ... d. h. in einen dienenden Mut verwandeln können, dem die Überhebung ebenso fremd ist wie der Minderwertigkeitskomplex.*⁹⁷

Es geht also nicht darum, dass man schlechte Gefühle kultiviert und sich selber mit frommen Gesten erniedrigt. Es geht um das, was in einem Herzen geschieht, wenn die Selbstsicherheit zerbricht und der Hingabe an eine fremde, bessere Aufgabe Platz macht.

Im ersten Moment mag es überraschen, dass die evangelische Theologie für Matter dort am überzeugendsten ist, wo sie eine Erkenntnis zur Sprache bringt, die nicht nur für den «modernen Menschen» eine Zumutung darstellt. Fast mehr noch wird die Rede von der «Sündhaftigkeit» in den modernen Kirchen verdrängt. In den Gottesdiensten der letzten Jahrzehnte war schon nur das Wort «Sünde» kaum mehr zu hören, und wenn es doch ausgesprochen wurde, dann mit entschuldigenden Einleitungen.

Nach dem Urteil Matters hingegen vermittelt gerade das unangenehme, entehrende Wort von der Sünde eine Erkenntnis, die unverzichtbar ist für ein zukunftsweisendes Denken.

96 «Cambridge Notizheft», S. 92

97 A. a. O. Das Wort «dienend» steht im Druck in eckiger Klammer. Matters Handschrift war an dieser Stelle nicht mit letzter Sicherheit zu entziffern.

Daraus lässt sich umgekehrt schliessen, dass die Gottesdienste der Kirchen und ihre öffentlichen Stellungnahmen an Überzeugungskraft verloren haben, je mehr sie die Rede von der Sünde abgeschwächt, in die Watte von vermittelnden Formulierungen eingepackt oder zu einem blossen Moment politischer Forderungen umgemünzt haben. Das musste lebensfern wirken und auch den Zuspruch der Gnade als realitätsfremd erschienen lassen.

Man kann vermuten, dass die Kirchen an Bedeutung verloren haben, weil mit dem Wort auch das Bewusstsein von der Sünde aus ihnen ausgewandert ist. Denn ausserhalb der Kirchen, in den abendlichen Nachrichtensendungen etwa, ist viel und breit von Sünde und Schuld die Rede, scheinbar sehr konkret, und meistens – entlastend – von der Sünde anderer, oft sehr ferner Menschen. Auch die moderne Kunst thematisiert vor allem die dunklen, harten, grausamen Seiten des Lebens. Die Unterhaltungsindustrie lebt ebenso vom Bewusstsein der Sünde. Was wäre ein Kriminalroman ohne einen listig verschlagenen Bösewicht, und ohne ein letztes Gericht, wenn dieser Böse schliesslich entlarvt wird?

Wenn in den Kirchen nichts mehr zur Sprache kommt von dem Unheimlichen, dass auch dem menschlich guten Willen etwas «positiv Vernichtendes» innewohnt, hat eine solche Botschaft für einen einigermassen sensiblen Menschen keine überzeugende Kraft.

Mani Matter selber hat gerne Wildwestfilme gesehen. In einem Chanson über den Leinwandhelden Bill, der unterwegs ist, um ein altes Verbrechen zu rächen, setzt er dementsprechend die Schlusspointe: Der Held

*macht pumm!
und zfride zum chino uus
geit ds publikum⁹⁸*

98 «wildweschter», in: Mani Matter, «Warum syt dir so truurig?», S. 40

Von der Politik zur Religion

dr mönsch isch wi dä

In Matters Liedern ist kaum je in diesem radikalen Sinn von der Sünde die Rede. Vielmehr erzählen sie, wie es unter den Menschen zu Missverständnissen, Rechthabereien und fatalen Versäumnissen kommt. Besonders anschaulich wird das im Lied, das in seiner einleitenden Zeile sagt, es folge nun eine Definition des Menschen:

*dr mönsch isch wi dä wo dr zug het verpasst und
sech d frag nächär gstellt het: wiso?
und gseht, dass sy uhr äbe hinder isch ggange
und dänkt: das söll nümme vorcho!*

*und geit sech, für nid no dr nächscht zug z verpasse
e besseri uhr ga erstah
und won er drmit uf e bahnhof zrüggchunnt
isch dr nächscht zug halt ou scho nüm da*

*das chunnt halt drvo, dänkt er, dass i nid gründlech
dr fahrplan ha gläse vorhär!
und list ne du gnau, bis er gseht, dass inzwüsche
grad wider e Zug gfahre wär*

*jitz blyben i hie uf em perron, so nimmt er
sech vor, de verwütsch i ne scho
und blybt dert und wartet, da fahrt ihm dr zug
uf em andere perron drvo*

*so steit er no geng uf em bahnhof desume
das heisst: wenn er nid gestorben isch
und während er wartet uf d züg, won ihm ab zug
geit ihm dr nächscht scho dür d büsch⁹⁹*

«Es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür», heisst es klagend im grossen Bühnenwerk über Dantons Tod, mit dem *Georg Büchner* (1813–1837) das Scheitern der neuzeitlichen Ideale nachzeichnet.¹⁰⁰ Dieser Mangel führt dazu, dass die Ideale der Französischen Revolution im Blut der Guillotine versinken.

Mani Matter geht diesem Zusammenhang am Beispiel *Ernst Blochs* (1885–1977) nach, der mit seinem ‚Prinzip Hoffnung‘ auch für viele Theologen wegweisend wurde und die 68er-Bewegung inspiriert hat. Für Bloch, fasst Matter zusammen, *ist Gott das Nochnicht, die Zukunft der Geschichte, die zukünftige Menschheit. Das setzt er absolut als das verwirklichte Ideal der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.*¹⁰¹

Ein solcher religiös überhöhter Fortschrittsglaube ist in Gefahr, die Selbstzweifel zu verdrängen, die Büchners Danton quälen. Büchner selber wandte sich auf Grund dieser Zweifel von der Politik ab und suchte Halt und Hoffnung in der Naturwissenschaft. Die Vordenker einer idealistischen Politik hingegen wollten nichts davon wissen, dass uns ein Mangel anhaftet, der sich nicht einmal zutreffend benennen,

99 ‚Warum syt dir so truurig‘, S. 9

100 Georg Büchner, ‚Dantons Tod‘, 2. Akt

101 ‚Cambridge Notizheft‘, S. 94f.

geschweige denn beheben lässt. Darum waren sie – von Lenin bis zu den Roten Khmer – in der steten Gefahr, auch schreckliche Verbrechen intellektuell zu legitimieren. Matter formuliert das im Hinblick auf Bloch:

*Da er sich seiner eigenen Fehlbarkeit kaum bewusst scheint, was könnte Bloch hindern, im Blick auf seine Zeit die Opfer zu bringen, die Stalin gebracht hat?*¹⁰²

Matter denkt über diese Zusammenhänge in der Zeit des «Kalten Krieges» nach. Die Antikommunisten warfen den Linksinтеллектуellen vor, dass sie blind seien für den Terror, den die Ideen Karl Marx erzeugt hatten, wogegen die sozial fortschrittlichen Kräfte daran erinnerten, dass auch der spanische Diktator Franco und die amerikanischen Soldaten in Vietnam blutige Schuld auf sich geladen hatten.

Matter will nicht in dieser Weise rechnen und entschuldigen. Er legt den Finger auf das Eine, Zentrale, durch das sich ein Demokrat von einem Ideologen unterscheidet: die beunruhigende Erkenntnis, dass nicht nur die anderen sich irren und ihre Irrtümer vor sich selber kaschieren. Auch ich selber bin in Gefahr, das zu tun. Wer nicht beunruhigt ist vom Wissen um die eigene Fehlbarkeit, wer nicht selber leidet an dem, was die Bibel Sünde nennt, ist umso skrupelloser bereit, die eigenen Ideen rücksichtslos durchzusetzen.

Der Mensch sei ein Mängelwesen, könnte man anthropologisch sagen¹⁰³. Ihm fehlt etwas. Er hat den Zug verpasst. Er beginnt sein Leben mit einem Defizit, das ihm ein selbständiges Überleben verunmöglicht, und streckt sich nach einer Vollendung, die noch vor ihm liegt. Von der Natur treibt es

102 Ebd., S. 95

103 Vgl. die immer noch schön zu lesenden, zurückhaltenden Erwägungen Adolf Portmanns: «Der Mensch – ein Mängelwesen», in: derselbe, «Entlässt die Natur den Menschen?», Zürich 1970, S. 200

ihn zur Kultur. Er ist ein reflexives Wesen, das die Ursachen seines Mangels zu ergründen und zu beheben versucht.

Zuerst, singt Matter in seinem Lied von den verpassten Zügen, versucht er das mit technischen Verbesserungen und den Möglichkeiten, auf einem freien Markt immer bessere Produkte zu erstehen: Er kauft sich eine neue Uhr. Aber während der Mensch sich der technisch-wirtschaftlichen Vervollkommnung widmet, verpasst er den Zug, der unterdessen abfährt. Daraufhin ist ihm klar, dass nicht nur technische Entwicklungen nötig sind. Es braucht eine umfassendere Analyse der menschlichen Nöte, wie sie etwa der Marxismus oder Freuds Psychologie bieten. So studiert er gründlich den Fahrplan. Und während er sich in diese Problemanalysen vertieft, fahren ihm die nächsten Züge davon.

Deshalb erscheint am Ende eine konservative Lebenshaltung als verheissungsvoll. Er bleibt auf dem Perron stehen. Verharren in dem, was einem immer schon umgibt, am Ort, an den man gestellt ist, den «Forderungen des Tages gerecht werden», wie Max Weber das mit seinem Pathos der Sachlichkeit gefordert hat¹⁰⁴ – dann, meint die Illusion, muss es endlich dazu kommen, dass der Zug des Lebens anhält und man einsteigen kann. Doch auch diese Methode verhilft nicht zur Erfüllung: Während sich der Mensch dem real Bestehenden anvertraut, fährt der Lebenszug auf einem anderen Gleis ab.

Und der Mensch wartet – auf das Reich Gottes, das nicht gekommen ist und auch nicht kommen wird, sagen die liberalen Theologen. Mani Matter fand aber nicht zum Glauben, dass das existenziale Selbstverständnis diesen Mangel behebt und das Leben mit Sinn erfüllt. Jedenfalls gibt es in seinen Schriften keine Anzeichen dafür. Der Zug der existenzialen Theologie Bultmanns scheint in Cambridge weitergefahren zu sein, ohne dass Matter eingestiegen wäre.

104 Max Weber, «Wissenschaft als Beruf», zitiert bei Karl Löwith, «Mein Leben in Deutschland nach 1933», Stuttgart 2007, S. 185

Konservativ und progressiv – bis zum bitteren Ende?

Für die Ursache vieler menschlicher Nöte hat Mani Matter in einem weiteren Eisenbahnlied ein sinnfälliges Bild gefunden. Er verdichtet die Unfähigkeit zur sachlich-konstruktiven Kommunikation in der Situation einer Zugfahrt. Die Idee dazu hatte er in Cambridge ausformuliert.¹⁰⁵ Die Fahrgäste sitzen sich gegenüber. Das könnte einen beidseitig gewinnbringenden Austausch befördern. Doch statt dass sie sich Anteil geben an dem, was sie aus ihrer unterschiedlichen Blickrichtung wahrnehmen, versteifen sich die Fahrgäste darauf, die Welt sei so und nur so, wie sie das auf Grund ihrer je konträren Perspektiven meinen.

*ir ysebahn sitze die einte eso
dass si alles was chunnt scho zum voruus gseh cho
und dr rügge zuechehre dr richtig vo wo
dr zug chunnt*

*die andre die sitze im bank vis-à-vis
dass si lang no chöi gseh, wo dr zug scho isch gsi
und dr rügge zuechehre dr richtig wohi
dr Zug fahrt*

*jitz stellet nech vor, jede bhauptet eifach
so win är s gseht, syg s richtig, und scho hei si krach
si gäbe enander mit schirme uf ds dach
dr zug fahrt*

105 (Cambridge Notizheft), S. 129

*und o wenn dr kondüktör jitze no chunnt
so geit är däm sachverhalt nid ufe grund
er seit nume, was für nen ortschaft jitz chunnt
s isch rorschach¹⁰⁶*

Ein elementarer Unterschied der Wahrnehmung entzweit die Menschen. Darin wurzelt der Konflikt zwischen den Konservativen und den Progressiven: Die Ersteren schauen zurück ins Entfliehende, die anderen nach vorn ins Kommende. Beide haben ein Stück weit Recht: Was vergangen ist, war real, kein utopisches Fantasiegebilde. Man kennt es und kann daraus lernen.

So hat auch Mani Matter zunehmend vom «Mittelalter» gesprochen: Nicht in einem anachronistisch romantischen Sinn, als ob es darum ginge, aus der Gegenwart einen Weg zurück in eine ideal gedachte Epoche zu gehen. Sondern so, dass der Gedanke an eine versunkene Zeit Optionen für das menschlich Mögliche anschaulich macht.

Ebenso richtig ist, dass das Vergangene vergangen ist und nicht mehr zurückkommt, so dass es weit wichtiger zu sein scheint, nach vorne zu schauen und prospektiv darüber nachzudenken, welche Herausforderungen auf einem zukommen.

Das ist der Konflikt, der in die politische Debatte ein bald lächerliches, bald gefährliches Gewaltpotential legt: Die Beteiligten geben einander mit ihren Schirmen «aufs Dach». Das ist in mancherlei Hinsicht verquer. Schirme sind ihrem Namen nach dazu da, Schutz gegen den niederprasselnden Regen zu bieten. Wenn sie dazu missbraucht werden, das schützende «Dach», den Kopf, zu beschädigen, zeigt das, wie hoffnungslos die Lage ist.

106 «Warum syt dir so truurig», S. 8

Der Schaffner aber, der Kondukteur, sieht sich weder in der Pflicht, noch erachtet er sich als kompetent, um diesem wirren Geschehen «auf den Grund» zu gehen. Zwar müsste er zu diesem Zweck nicht sehr tief bohren. Er könnte die Fahrgäste auffordern, auch einmal in die andere Fahrtrichtung zu schauen und sich klarzumachen, warum das jeweilige Gegenüber alles anders sieht. Doch ist er dazu entweder nicht willig oder nicht fähig. Er sagt nur die nächste Station an. Für jeden, der zu Matters Lebzeit in den Zügen der Schweiz unterwegs war, ist damit klar: Das ist die Endstation. Von Genf bis Rorschach verkehrten die Durchgangszüge quer durch die Schweiz. Der Konflikt zwischen den Konservativen und den Progressiven scheint von Dauer zu sein. Der Zug rollt, und in ihm spielen sich die immer gleichen Streitigkeiten aus den immer gleichen beschränkten Blickwinkeln ab – bis der Zug an der letzten Station hält.

Ist das tröstlich? Heisst das, dass das Leben stärker ist als alle Divergenzen und an sein Ziel kommt, ganz abgesehen von den politischen Entzweigungen? Oder ist es resignativ zu verstehen? So, dass sich die Missverständnisse nicht überwinden lassen – bis es zu spät ist und alles zum Stillstand kommt?

In Matters Liedern gibt es bisweilen eine solche düstere Sicht, die sich zu einer apokalyptischen Tragik steigert und einen bitteren Nachgeschmack zurücklassen will, wie Matter selber sagt¹⁰⁷. Das Unverständnis, die Unfähigkeit, zu hören, führt zum Unheil. Es ist eines der wenigen Lieder, in denen die Protagonisten nicht nur schimpfen, sondern fluchen.

107 Fritz Widmer in der Gedenksendung von Radio DRS im Jahr 1973, Mani Matter, «Warum syt dir so truurig?», CD im Zytglogge Verlag, 2002

s sy zwee fründen im ne sportflugzüg
en alpeflug ga mache
flügen ufe zu de gipfle und
z dürab de gletscher nache
hinde sitzt dr passagier
dä wo stüüret, dä sitzt vor
und es ratteret und brummet
um sen ume dr motor

da rüeft dä, wo hinde sitzt:
lue, ds bänzin geit uus, muesch lande!
wie?, was seisch?, rüeft dr pilot,
los, i ha di nid verstande
wie?, was hesch gseit?, rüeft dä hinde
warum landisch nid sofort?
red doch lüter, rüeft dä vorne
bi däm krach ghör i kes wort

i verstah s nid, rüeft dä hinde
warum machsch s nid? bisch drgäge?
i verstah s nid, rüeft dä vorne
muesch mers würklech lüter säge!
wie?, was seisch?, rüeft dise, lue
dr Tank isch läär, du flügsch nümm wyt!
los, bi däm mordstonnerslärme
rüeft dä vorne, ghör i nüt

*aber los doch, rüeft dä hinde
 gottfridstutz, mir hei nid d weli
 tue nid usfgregt, rüeft dä vorne
 red doch lüter, gottverteli!
 los, rüeft dise, we mir jitz nid lande
 gheie mir i ds tal!
 ghöre gäng no nüt, rüeft äine
 los begryf doch das emal!*

*so het im motorelärm
 dr Pilot halt nid verstande,
 dass ihm jitz ds bänzin chönnt usgab
 und dass är sofort sött lande
 da uf ds mal wird s plötzlech still –
 nämlech wil ds bänzin usgeit
 und jitz wo me s hätt verstande
 hei si beidi nüt meh gseit¹⁰⁸*

Die Gefahr, sich selber zu verfehlen und womöglich den Untergang des Menschengeschlechts zu erleben, hat ihre Ursache in den Schwierigkeiten, sich zu verständigen, in einer mangelnden Erkenntnis.

In einem solchen Mangel an Verständnis hat die idealistische Philosophie seit ihren Anfängen die Ursache aller menschlichen Nöte lokalisiert. In seinem berühmten Höhlengleichnis fasst *Platon* diese Sicht in ein Sinnbild.¹⁰⁹ Er vergleicht die Menschen mit einer Gruppe von Gefangenen, die in einer Höhle sitzen und vor sich die Schattenbilder sehen, die ein Feuer, das hinter ihnen brennt, auf die Wand wirft, auf die sie schauen. Würde einer von ihnen losgebunden und

108 ‚Warum syt dir so truurig‘, S. 41f.

109 Platon, ‚Der Staat‘, 7. Buch, referiert in: H. J. Störig, ‚Weltgeschichte der Philosophie‘, Stuttgart 1990, S. 162f.

gezwungen, sich umzudrehen und ins Licht zu schauen, würde er geblendet und müsste sich leidvoll daran gewöhnen, die Dinge im wahren Licht zu sehen. Falls er dann zurück in die Höhle käme, könnte er sich kaum verständlich machen. Er müsste sich erst wieder an das Dunkel gewöhnen, und die Gefangenen würden ihm vorwerfen, er fantasiere, das einzig Wirkliche seien die Schattenbilder, die sie selber sehen.

Wenn es einem Einzelnen gegeben ist, will Platon sagen, das Licht selber zu schauen, hat er es schwer, andere von dieser Sicht zu überzeugen. Die Mehrzahl will sich nicht abwenden vom Gewohnten. Doch nur wer das tut, kann das ‹Wesen› der Dinge erkennen.

Dieses Gleichnis macht anschaulich, wie sich das idealistische Denken bis heute um die ‹Aufklärung› der Menschen bemüht. Einer, der das Bewusstsein hat, soll auch andere zur richtigen Erkenntnis führen.

Bei Matter finden sich nur ganz selten Gedanken, die in eine solche Richtung gehen. Zu einem missionierenden Aufklärer ist er nie geworden.

Demokratie: dr Hansjakobli u ds Babettli

Das zeigt sich auch im Lied, das Kinder beim Spiel mit einem Küchentaburett beschreibt.

*dr hansjakobli u ds babettli
bei mit em chuchitaburettli
es spili zäme gspilt zum göisse
‹he he frou Meier› het das gheisse*

*da isch zum bispil zersch ds babettli
drufgchlätteret uf ds taburettli
u hansjakobli, wo süsch zaaget
isch tifig tifig drunder gschnaaget*

*ganz lut het obehär ds babettli
jitz gstampfet uf das taburettli
bis dass dr hansjakobli dopplet
so lut het undenufe topplet*

*u grüeft: he he, frou meier, machet
doch nid so krach! – da hei si glachet
u är isch obe gsi, äs unde
u ds spil het disewäg stattgfunde*

*vowäge grad so i däm spili
wie zgrächtem – bispil git es vili –
isch jede, daderfür wird gchrampfet
gärn dä, wo obenabe stampfet*

*es isch nid jede wie ds babettli
so harmlos uf sym taburettli
drum luegit, dass wie hansjakobli
geng einen undenufe toppli*

*i wett fasch säge: d wält wär freier
wenn meh würd grüeft: he he, frou meier!¹¹⁰*

Mani Matter hat in einem Interview erzählt, wie er auf die Idee zu diesem Lied gekommen ist. Er las eine Biographie von *Joachim Ringelnatz*, in welcher dieser beschreibt, wie er jeweils dieses Spiel mit seiner Schwester spielte. Diese Geschichte emp-

110 'Us emene lääre Gygechaschte', S. 8f.

*fand ich immer als das Urtheater. Man nimmt einen Stuhl, und schon kann das Spiel beginnen.*¹¹¹

Man kann in dem geschilderten Spiel ein Sinnbild für das Recht einer demokratischen Lebensordnung sehen. Die beiden Kinder tauschen in einem fröhlichen Hin und Her ständig die Rollen: Bald hat das Babetli die übergeordnete Stellung und stampft und kommandiert über dem Jakobli, dann kommt es zum Wechsel und Babetli findet sich in der Rolle der protestierenden Untergebenen.

Der englische Schriftsteller *Clive Staples Lewis* hat gelegentlich¹¹² (wie der liberale Denker *Friedrich August von Hayek* auch¹¹³) die Meinung vertreten, die Demokratie sei eine erfolgreiche und stützenswerte Gesellschaftsordnung – nicht weil alle Menschen *gleich gut* sind (wie *Rousseau* meint) und alle deswegen ein Recht haben müssen, an der Macht zu partizipieren. Vielmehr sei die Demokratie eine gute Herrschaftsform, weil alle Menschen *gleich schlecht* sind und dazu neigen, die Macht zu missbrauchen. Darum muss es möglich sein, sie aus ihren Machtpositionen zu entfernen. Die Demokratie ermöglicht es, solche Entmachtungen ohne Blutvergiessen zu vollziehen. Statt einem Mächtigen den Kopf abzuschlagen, wird er abgewählt. Das ist zweifellos ein zivilisatorischer Fortschritt.

Matter besingt diese Errungenschaft mit eidgenössischem Understatement: Für die Schweiz gehört es zur lange schon eingübten politischen Kultur, dass bald die einen, dann wieder die anderen eine übergeordnete Stellung einnehmen, und ebenso gehört zu ihr, dass von unten hinauf laut «topplet»

111 Schwyzer Zeitung, 13.3.1970, zitiert bei Stephan Hammer, «Mani Matter und die Liedermacher», Bern 2010, S. 332

112 C. S. Lewis, «Gleichheit», in: «Ich erlaube mir zu denken. Essays zu zeitgemässen und unzeitgemässen Fragen», Basel 2005, S.62f.

113 Friedrich von Hayek, «Individualismus und wirtschaftliche Ordnung», Salzburg 21976, S. 22

wird. Der kritische Protest ist ständig präsent, von den Kommentaren am Stammtisch bis zur Karikatur im Nebelspalter. Dabei gehört es zur eidgenössischen Ordnung, dass früher oder später auch die Kritiker in die Pflicht genommen werden. In den rollenden Funktionsverteilungen stehen morgen die Besserwisser von heute in der Verantwortung, und die Entscheidungsträger von gestern können es sich wieder mit oppositionellen Zwischenrufen leicht machen. Ja, das schweizerische System, das alle grossen Parteien einbindet, macht es möglich, dass alle fast gleichzeitig von oben stampfen und von unten protestieren können. In der föderalistischen, sich vielfach überkreuzenden Ordnung stürzen die Verantwortlichkeiten über- und untereinander.

Matters Lied hält als Quintessenz fest, dass der Protest von unten nötig sei, ja, dass sich eine Finalität annehmen lässt: Wenn des öftern von unten an die Decke geklopft wird, würde die Welt dadurch freier. Es bleibt aber beim Komparativ. Der Unterschied zwischen einer politischen Ordnung, die ein höheres Mass an Kritik zulässt, und einer weniger demokratischen, die dem Protest engere Grenzen setzt, ist ein quantitativer, kein qualitativer. Es geht um ein Mehr an Freiheit, nicht um den Unterschied zwischen Freiheit und Unfreiheit. Eine Wendung ins Utopische ist im Lied nicht denkbar. Würde das Babettli nur eben gestürzt und alles Hierarchische einer flachen Funktionalität Platz machen, wäre das Spiel zu Ende und es gäbe kein «Göisse», kein Lachen, keine Bewegung mehr.

Eidgenössische Freiheit

Das ist etwas anders im Chanson, in dem Mani Matter eine Aufführung von Friedrich Schillers ›Wilhelm Tell‹ zum Gegenstand einer surreal lebensnahen Erzählung macht:

si hei der wilhalm täll ufgefüert im löie z nottiswyl
da bruuchts vil volk,

gwüss ds halbe dorf het mitmacht i däm spil
di andri helfti isch im saal gsi bim ne grosse bier
als publikum, het zuegluegt und isch gspannt gsi, was passier

am aafang isch es schön gsi, da het als stouffacherin
d frou pfarrer mit em schnyder gredt i wort vo tiefem sinn
und alls isch grüert gsi, si het dasmal nid gseit,
ds chleid syg z tüür
und är het guet uffasst, dass är der fade nid verlüür

uf ds mal, churz vor em öpfelschuss, der lehrer chunnt als täll
sy suhn, dä fragt ne dis und äis, da rüeft dert eine schnäll
wo undrem huet als wach isch gstande, so dass s jede ghört
wiso fragt dä so tumm, het dä ir schuel de nüt rächts glehrt

e fründ vom täll, e maa us altdorf, zwickt ihm eis uf ds muul
und dise, wo der huet bewacht, git ume, gar nid fuul
und stosst ihm mit syr helebarde eine zmitts i buuch
da chunnt scho ds volk vo uri z springe, tonner,
jitz geits ruuch

di einte, die vo öschterrych, die näh für d wach partei
di andre, die vo altdorf, für e täll, ei schlegerei
mit helebarde, cartonschwärt, kulisse schlö si dry
der täll ligt undrem gessler scho, da mischt der saal sech y

jitz chöme gleser z flüge, jede stillt sy gheimi wuet
es chrose tisch u bänk u ds bier vermischt sech mit em bluets
der wirt rouft sech sys haar, d frou schinet brochni glider y,
zwo stund lang het das dduuret, du isch öschtrych gschlage gsi

*si hei der wilhalm täll ufgfüert im löie z nottiswyl
und gwüss no niene i naturalistischerem stil
d versicherig hets zalt – hingäge eis weiss i sythär:
si würde d freiheit gwinne, wenn si däwäg z gwinne wär
si würde d freiheit gwinne – wenn si däwäg z gwinne wär*¹¹⁴

Mit einer knappen Nebenbemerkung und einer expliziten Moral der Geschichte bringt Matter seine Erzählung zu einem Schluss, der sowohl die alltägliche Trivialisierung als auch das immer noch mächtige Recht im Traum von der Freiheit ins Wort fasst.

«d versicherig hets zalt», lautet die beruhigende Feststellung, ein Satz, den jeder Berner schon mehrmals gehört und wohl auch selber ausgesprochen hat. Nach einem Missgeschick stellt sich die Frage: Kommt die Versicherung für den Schaden auf? Wenn sie das tut, ist alles halb so schlimm. Ein moderner Mensch ist gegen alle Eventualitäten versichert. Auch ein Eidgenosse riskiert nicht viel, selbst wenn er grosse Worte macht und einiges wagt. Die Versicherung bezahlt, und wenn sie das nicht tut, gibt es das Netz der staatlich geregelten Solidarität. Es kann niemandem etwas passieren. Wie aber soll unter diesen Voraussetzungen echte Freiheit möglich sein? Wird nicht jeder Kampf banal, wenn eine Versicherung die Folgen einer Niederlage aufhebt?

«doch eis weis i sythär», leitet Matter feierlich die Moral – oder eher noch die dogmatische Quintessenz seiner Geschichte ein:

si würde d freiheit gwinne, wenn si däwäg z gwinne wär.

114 Us emene lääre Gygechaschte, S. 10f.

Milde formuliert der Konjunktiv: Die Freiheit wäre zu gewinnen – wenn sie sich mit Gewalt gewinnen liesse. Ob die Schlacht mit Kartonschwertern und Bruchstücken einer Kullisse geschlagen werden müsste, wie in Nottiswyl, oder mit Handgranaten, Kampfflugzeugen und anderen tödlichen Waffen, ist nicht die Frage. Vielmehr hält der Sänger fest, dass sie so nicht zu gewinnen ist. Wie aber? Das sagt das Lied nicht. Es dekonstruiert lediglich den Mythos, dass die Freiheit in einer Reihe von heldenhaften Schlachten gewonnen worden sei.

Die Dekonstruktion ist aber nicht total. Der Konjunktiv formuliert nicht nur einen Irrealis, sondern spricht dem Wunsch nach Freiheit ein letztes Recht zu. Auch wenn die Methode der Nottiswyler Laienschauspieler verfehlt ist: Die Sehnsucht, die Freiheit zu finden, ist und bleibt richtig. In den vielfach irreführenden Vorstellungen des Volkes respektiert Matter einen gültigen Kern. Darum steht am Ende kein blosser Spott über die alte Freiheitssage, sondern die untergründige Frage, wie die Freiheit denn zu gewinnen sei, wenn nicht durch Gewalt.

Ein persönliches Schwanken

In seinem Cambridger Notizheft formuliert Mani Matter zwei Alternativen einer möglichen Sicht auf die «westlichen Staaten (lies: die Schweiz)», zwei «Attitüden», zwischen denen er selber «hin und her schwanke». Um die gegenwärtige Zukunftslosigkeit zu überwinden, sei «wahrscheinlich» die Lösung *eine Re-Ideologisierung der Linken. Wir müssen eine neue Utopie entwickeln, auf Grund unserer Situation, wie Marx es in der seinen tat.*¹¹⁵

115 «Cambridge Notizheft», S. 49ff.

Schlecht an der marx'schen Utopie seien die Mittel ihrer Verwirklichung gewesen, insbesondere der Zentralismus, die Suspendierung der Freiheit und die Überforderung der Planung. Richtig dagegen sei das Ziel, die Abschaffung ökonomischer Macht und der Entfremdung des Arbeitens. Matter entwickelt über anderthalb Druckseiten konkrete Ideen, was das für die Schweiz bedeuten könnte. Doch diese anschaulichen Ausformulierungen des Utopischen, die naturgemäss nicht begeistern, weckt die Frage, *ob man nicht in der Schweiz, materiell, politisch, soweit ist, wie es die Menschheit je bringen wird. Das ist, was die Liberalen und Konservativen glauben, mit denen daher im Grunde nicht zu reden ist. Sie haben entweder einen Harmonieglauben, oder sind einfach unheilbar pessimistisch. Für sie kann die Zukunft, wenn sie eine haben, nur in dem liegen, was über den rel[ativen] materiellen Wohlstand für alle, den wir haben, hinaus zu erzielen ist: Vergnügen, Kunst, Philosophie, Religion u. dgl., was sich als Freizeitkultur oder, in der Arbeit, als Änderung der Einstellung auswirken müsste. Wir haben nun alle ein Auto; jetzt gilt es, die Freuden der Fusswanderung neu zu entdecken.*¹¹⁶

Zwischen diesen beiden Sichtweisen schwanke er hin und her, notiert Matter. Es ist ein Eingeständnis, das ihm nicht leicht fällt. Weit eher möchte er auf der politisch radikalen Seite stehen! Doch «wenn ich ehrlich bin», schreibt er, sei das keine feste Überzeugung. Zwar sucht er die utopische Begeisterung, die den Schwung für ein politisch linksgerichtetes Engagement verleiht. Doch wenn er zu diesem Zweck das Utopische in eine Serie von realpolitischen Forderungen giesst, zeigen sich im Bestehenden derart viele Qualitäten, dass er sich unwillkürlich fragt, ob über dieses Erreichte hinaus etwas entscheidend Besseres auch nur vorstellbar sei.

116 A.a.O., S. 50f. Hervorhebungen von Matter.

Matter bezeichnet diese beiden Sichtweisen ausdrücklich als «Attitüden». Damit dekonstruiert er für sich selber bereits den Gegensatz zwischen konservativ und progressiv, der zu seiner Zeit noch die Gemüter erhitzte.

Rechte und linke Pharisäer

Matter hat durch die Lektüre der wegweisenden Theologen des 20. Jahrhunderts weder zu einem praktizierten Glauben noch zu einer neuen Zuversicht für seinen juristischen Beruf und dessen Weltverantwortung gefunden. Vielmehr ziehen sich bohrende Fragen, oft mit schlagendem Humor, manchmal mit leiser Traurigkeit formuliert, durch seine Notizen. Dabei helfen ihm die Sprachmuster der Bibel auch zu durchdringen, was ihm lange vor allem Theologischen ein persönliches Anliegen war. Er verliert seine politische Zuversicht, weil er bereits klar sieht, was vierzig Jahre nach ihm noch viel augenfälliger geworden ist: Der politische Alltagsbetrieb in der schweizerischen Demokratie kultiviert ein «Pharisäertum von links und rechts», pointiert Matter, und malt das mit dem Gleichnis Jesu vom Pharisäer und Zöllner in Lukas 18,9–14 aus.¹¹⁷

In diesem Gleichnis erzählt Jesus von einem Pharisäer, einem ernsthaft frommen Menschen, und von einem Zöllner, der von der römischen Besatzungsmacht Zollrechte erworben und sich mit der üblichen rücksichtslosen Praxis des Eintreibens moralisch diskreditiert hat. Die beiden Männer gehen in den Tempel, und der Pharisäer steht aufrecht da, betet und dankt Gott, dass er nicht ein Sünder ist wie der Zöllner, den er von ferne betrachtet. Der Zöllner dagegen bleibt im Halbdun-

117 «Cambridge Notizheft», S. 128

kel und wagt kaum zu beten. Nur gerade ein jämmerliches «Gott, sei mir Sünder gnädig!» kommt ihm über die Lippen.

Jesus schildert das Verhalten der beiden Männer und sagt:

*Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.*¹¹⁸

Der Zöllner, der sich selber anklagt vor Gott, empfängt die Vergebung. Dem Pharisäer hingegen wird sein selbstgerechtes Gebet zum Verhängnis. Er geht aus dem Tempel, ohne dass Gott ihn gehört und gerecht gesprochen hätte.

Bis in die Gegenwart zeichnet diese Geschichte ihre Werturteile ins abendländische Bewusstsein. Auch wenn dadurch die Selbstgerechtigkeit natürlich nicht überwunden ist, weiss man doch, dass Selbstruhm stinkt und jeder, auch der scheinbar ganz Gerechte, Grund hat, vor der eigenen Tür zu wischen.

Matter dient diese Geschichte, sich selber klar zu machen, was in der politischen Landschaft der Schweiz Beklemmendes geschieht. Die Antikommunisten, meint er, danken Gott, dass sie nicht sind wie die Kommunisten, und die neue Linke dankt Gott, dass sie nicht derart verbissene Antikommunisten sind. Das lässt sich für jedes parteipolitische Denken weiterspinnen. Heute könnte man sagen: Die SVP dankt Gott, dass sie nicht zur Classe politique gehört, und die anderen Parteien danken Gott, dass sie keine unverantwortlichen Populisten sind, usw. Die Kritik Jesu an aller Selbstgenügsamkeit, die sich ins Empfinden der christlichen Völker gezeichnet hat, hilft Matter, sich den Grund für sein Unbehagen am politischen Betrieb verständlich zu machen.

118 Lukas 18,14

Im Schatten der Aufklärung

Für ihn selber hiess das, dass er das Zutrauen zum Leistungsvermögen der juristischen Aufklärungsarbeit verlor und damit die Lust, seine akademische Karriere voranzutreiben. Er schreibt:

Ich glaubte einmal, der Jurist sei derjenige, der sich darum bemühe, durch gerechtes Lösen von Rechtsfragen Gerechtigkeit in die Gesellschaft zu bringen. Diese Unschuld habe ich verloren. Der Jurist mag wohl subjektiv aufrichtig die ihm vorgelegten Fälle lösen, er ist doch ein Techniker in einer Gesellschaft, die seinetwegen um nichts gerechter wird, ein Rädchen in einem grossen Apparat. Dieser Apparat läuft irgendwie selbsttätig ab und bringt die Menschen dazu, die unsinnigsten Sachen zu machen, ohne deswegen subjektiv böse zu sein. ... Das bringt mich von der Juristerei immer weiter weg.¹¹⁹

Die jugendliche Naivität, dass er mit seinem juristischen Können der Gerechtigkeit dienen werde, hat Matter verloren. Illusionslos stellt er fest, dass er im Begriff ist – nicht ein Diener der Gerechtigkeit zu werden, sondern ein Funktionär des sozialen Apparates. Fortan begleitet ihn der Verdacht, dass seine juristische Arbeit nur eben dazu diene, einen möglichst reibungslosen Staatsbetrieb am Laufen zu halten. Das leidenschaftliche Fragen nach der Wahrheit weicht einem alles relativierenden Gefühl, dass die Antworten sich je nach Interesse immer auch anders biegen lassen, und dass darum ein noch so feierlicher akademischer Ernst am Ende nur ein Mäntelchen über den Lobhudeleien der Karrieristen ist.

Diese Desillusionierung hatte tiefere Gründe. Ein paar Jahrzehnte später zeigte sich, dass jedes Fachwissen davon be-

119 (Cambridge Notizbuch), S. 129

troffen ist. Eine – bald einmal «postmodern» genannte – Skepsis entzieht allen «grossen Geschichten» den Boden. Jedes «Sinnangebot» steht immer schon im Geruch der Naivität. Die Infragestellung aller Wahrheits- und Rechtsansprüche ist unterdessen derart selbstverständlich, dass sie billig zu haben ist und rasch ins Zynische gleitet.

Die geistesgeschichtlichen Wurzeln für diese Ent-Täuschung reichen tief. Sie bilden «den Schatten der Aufklärung». *Max Horkheimer* und *Theodor W. Adorno* haben diese zwiespältige Wirkung des Denkens bekanntlich mit der Rede von der «Dialektik» zu bannen versucht. Das Licht, das die Vernunft ins Leben trägt, kann nichts erhellen, ohne anderes zu verdunkeln.

Schon *Sokrates* hat mit seinen kritischen Fragen die Mitbürger verunsichert. Und weil sie keine Worte für ihr Unbehagen fanden, haben sie es sich einfach gemacht und ihn angeklagt, er zersetze den frommen Respekt vor dem Göttlichen und zerstöre damit die Grundlagen der Gesellschaft.

Auch der Soziologe *Niklas Luhmann* meint beiläufig, schon nur die Tatsache, dass die Antworten auf eine Wahrheitsfrage als Entscheidungen erscheinen, stelle die Wahrheit als solche in Frage:

*In der Form der Entscheidung liegt immer das Zugeständnis, dass auch anders entschieden werden könnte. Entscheidungen untergraben daher Wahrheitsansprüche.*¹²⁰

Eine Wahrheit, für die ich mich entscheide, ist am Ende mein Produkt. Nur wenn es gar nichts zu entscheiden, sondern nur etwas zu bekennen gibt, ist diese Wahrheit mir unverfügbar vorgegeben und überlegen.

120 Niklas Luhmann, «Die Religion der Gesellschaft», Frankfurt a. M. 2002, S. 240

Eine neue Form der Kirche

Matter drängt sich darum zunehmend der Gedanke auf, dass er für seine Anliegen weder in der Politik noch in der Rechtswissenschaft den angemessenen Raum finden wird. Wo aber dann? Noch einmal erwägt er die Alternativen, die sich in der zeitgenössischen Kultur etabliert haben. Zum einen den *Marxismus, mit dem einige noch ihren Idealismus füttern*.

Aber dieser in eine politische Ideologie gewandte Idealismus, notiert Matter, *führt ja nicht weiter. Etwas Freiheitsdrang, Autoritätsbeseitigung ist im Endbild noch enthalten: freie, schöpferische Arbeit für jeden und so, aber das ist zu schön, um wahr zu sein.*¹²¹

Wer Anteil nimmt an der Lust und Mühe der Menschen, kann sich mit keiner Vision von einer endgültigen Selbstbefreiung beruhigen. Eine politische Radikalität, die sich zutraut, die Lasten des Daseins an der Wurzel zu packen und die Menschen zurück in den Garten Eden zu führen, bleibt ein leerer Traum: «zu schön, um wahr zu sein». Will jemand diesen Traum Wirklichkeit werden lassen, muss er sich anmassen, die Menschen zu ihrem Glück zu zwingen.

Matter tastet deshalb nach den Wegen, die seit eh und je jede wahre Weltweisheit sucht. Keine radikalen Rezepte, keine totalitären Programme, sondern ein umsichtiges, zurückhaltendes Wissen, das die Menschen einweist in das Menschenmögliche und Menschenwürdige.

Konfuzius warnt davor, den menschlichen Willen aufzuwühlen. Wie das Wasser nur aufwärts strebt, wenn es gepeitscht wird, so bewegt sich auch der Menschenwille in friedlichen Bahnen, solange nicht unreaale Erwartungen Schaum aus ihm schlagen.¹²² *Diogenes* hat seinen Frieden gefunden da-

121 «Cambridge Notizheft», S. 103f.

122 Meng-tse, Quellentext bei A. Bertholet, «Religionsgeschichtliches Lesebuch», Basel 1908, S. 57f.

durch, dass er auf alle Ansprüche zu verzichten lernte. Erst recht weist der *Buddha* seine Schüler auf einen «mittleren Weg»: Wer die Begierden überwindet, auch die Begierde, nicht zu begehren, darf hoffen, einen weiteren Schritt getan zu haben, um endlich aus dem Kreislauf des Leidens erlöst zu werden.¹²³

Fragend geht Matter an diese Weisheit heran:

*Handelt es sich nicht eher darum, die Last des Daseins zu – ein heikles Wort – verkleinern, statt sie abzuschaffen?*¹²⁴

Er empfindet offenbar, dass es um etwas anderes noch gehen muss als nur um das Quantitative, den Unterschied zwischen kleiner und grösser. Was aber ist dieses andere?

Der Versuch des Bürgertums im 19. Jahrhundert, sich in einer Kunstreligion mit dem Leben zu versöhnen, wie das in so unterschiedlichen Werken wie denjenigen *Schillers*, *Wagners* oder *Gottfried Benns* eine Gestalt fand, gleitet in Denkschemen, die einen schalen Nachgeschmack zurücklassen:

Ästhetik allein, l'art pour l'art, taugt da irgendwie auch nicht, obschon sie mit der Sache zu tun hat. Was ist «die Sache»?

Matter gibt seinem Fragen eine überraschende Wendung:

*Ich glaube in der letzten Zeit mehr und mehr: Religion. Aber vielleicht sind manche, die in diesem Jahrhundert zum selben Schluss gekommen sind, gleich voreilig von da aus in den Schoss der bestehenden Kirchen gesunken. Ich glaube, man müsste – nicht etwas Besseres als Christentum, aber eine neue Form der Kirche finden.*¹²⁵

123 Die Predigt von Benares, bei A. Bertholot, a. a. O., S. 220

124 «Cambridge Notizheft», S. 104

125 Ebd., S. 104

Damit gelangt er noch einmal in die Nähe *Dietrich Bonhoeffers*. Im einsamen Beten und Nachdenken während der langen Gefängnistage war dieser zur Überzeugung gekommen, eine Kirche, die nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft habe, sei unfähig, «Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein». Eine «Umschmelzung der Kirche» sei nötig. Doch eine solche Erneuerung der Kirche, notierte Bonhoeffer, sei ganz sicher von keiner «organisatorischen Machtentfaltung» zu erhoffen. Bemühungen um die soziale Absicherung der Kirchen durch neue Strukturen oder wirkungsvoller ausgerichtete Aktivitäten würden höchstens die «Umkehr und Läuterung» der Kirche verzögern. Einzig Gott selber, war sich Bonhoeffer gewiss, könne die Kirche neu in Dienst nehmen und zu diesem Zweck auch neu zubereiten.

Für den bibelkundigen Theologen konnte das nur heissen: Einzig Gott kann Menschen erschaffen, berufen und ausrüsten, die seine Botschaft wieder mit ihrer ursprünglichen Kraft verkünden. Es sei nicht unsere Sache, schreibt Bonhoeffer an sein Patenkind – das getauft wird, während er im Gefängnis ist – diese Zeit vorherzusagen, *aber der Tag wird kommen, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert*¹²⁶.

Von *Jeremia* und von *Paulus* wusste Bonhoeffer, dass eine solche schöpferische Kraft des Gotteswortes immer in zwei Richtungen geht: Sie reisst aus und reisst ein, zertrümmert und verdirbt, bevor sie neu aufbaut und pflanzt. Sie zerstört hohe Gedankengebilde, ärgert und skandalisiert, bevor sie dem Denken neue Wege erschliesst.¹²⁷

126 Dietrich Bonhoeffer, «Gedanken zum Taufamt von D. W. R.», Mai 1944, in: «Widerstand und Ergebung», München 81974, S. 153

127 Jeremia 1,10; 1. Korinther 1,23; 2. Korinther 10,5

Und ist doch nicht Friede

isch das der ändpunkt?

Nach seiner Rückkehr aus Cambridge wurde Matter wieder von seinen Erfolgen in Beschlag genommen. Seine Konzerte waren ausverkauft, seine Schallplatten gingen in grosser Zahl über die Ladentische – vor allem aber war seine Stimme unter den zeitgenössischen Literaten und Künstlern gefragt und geachtet. So leitete er die Gründungsversammlung der dissidenten Schriftstellervereinigung «Gruppe Olten», war mit prägenden Persönlichkeiten wie Kurt Marti und Franz Hohler befreundet¹²⁸, wurde aber auch gern eingebunden in ein Silvester-Programm mit Emil Steinberger, Kaspar Fischer und Dimitri¹²⁹.

Als sein Freund Fritz Widmer im September 1972 an einem Abend zu ihm ins Haus kam, begrüßte ihn Mani Matter aufgeregt. Er habe ein neues Lied geschrieben, das müsse er unbedingt hören. Er könne es noch nicht gut, darum wolle er ihm eine Aufnahme vorspielen. Die beiden gingen ins Studierzimmer, setzten sich zwischen zerstreuten Büchern und

128 Stephan Hammer, «Mani Matter und die Liedermacher. Zum Begriff des ‚Liedermachers‘ und zu Matters Kunst des Autoren-Liedes», Bern 2010, S. 108f.

129 Dokumentiert in: «Mani Matter, Ein Porträtband», hg. v. Franz Hohler, Zürich 1977, S. 80f.

herumliegenden Papieren, und Mani Matter drückte auf den Knopf des Tonbandgerätes. Fritz Widmer hörte zu, und sein Atem stockte. Gebannt hörte er – und ihm war sofort klar:

Das war nicht nur ein Schritt; das war ein Rutsch über alles bisher Geschaffene hinaus. Ich war wie betäubt. Das war nicht mehr banal, nicht mehr häusliches oder persönliches Missgeschick, sondern ein Unbehagen am Leben, am So-leben-Sollen und So-leben-Müssen auf dem Hintergrund der ganzen Menschheitsgeschichte.¹³⁰

Es gibt von diesem Lied eine Tonaufnahme, von einem Liebhaber aufgezeichnet, als Mani Matter es im «Bierhübeli» vortrug. Man hört das Publikum über die Pointen lachen, wie es das gewohnt war – doch im Verlauf der vier Strophen wird das Lachen immer angespannter, dünner und verstummt.¹³¹

Zwei Monate nach diesem Abend mit Fritz Widmer war Mani Matter tot. Auf der Fahrt zu einem Konzert war er in dem nebligen Novemberabend auf der Autobahn verunfallt.

*nei säget, sölle mir vo nüt meh andrem tröime
mir, wo müesse läben i de gottvergässne stedt
wo men uf em trottoir louft,
und wenn men über d strass wott
mues warte, bis me vom ne grüene liecht d erloubnis het
und we mes nid so macht, de wird men überfahre
isch das dr ändpunkt vor entwicklig vo füftuusig jahre*

130 Fritz Widmer, ebd., S. 70

131 «Mani Matter – Lieder und Stimmen», Zytglogge-Werkstatt-CD, Nr. 15, im Katalog zur Ausstellung des Schweizerischen Nationalmuseums, Oberhofen 2011.

*nei säget, sölle mir vo nüt meh andrem tröime
mir, wo müesse schaffe i re gottvergässne stell
wo me win es redli isch i re maschine
wo niemer überluegt und wo eim gseit wird, was me söll
und we me nid geng ufspast wird men überfahre
isch das dr ändpunkt vor entwicklig vo füftuusig jahre*

*nei säget, sölle mir vo nüt meh andrem tröime
als beschtefalls vo ferie vierzäh tag lang am ne meer
wo me kriminal-romän list under palme
für chli z gseh, wis wär, wenn ds läben intressanter wär
bis dass me schliesslich froh isch, wider heizue z fahre
isch das dr ändpunkt vor entwicklig vo füftuusig jahre*

*nei säget, sölle mir vo nüt meh andrem tröime
als sälber einisch z wärde wi di bessre here, wo
e swimmingpool im garte hei und uf safari
göh, solange si no ke härzinfarkt hei übercho
solang si mit em merz no i ke boum sy gfare
isch das dr ändpunkt vor entwicklig vo füftuusig jahre*

*nei säget, sölle mir vo nüt meh andrem tröime
mir, wo müesse läbe i de gottvergässne stedt ...¹³²*

Mit diesem Lied meldet sich eine Zivilisationskritik zu Wort, die derart radikal ist, dass sie fremd dasteht im sonst so umgänglichen Bern. Es bringt einen Weltschmerz zum Klingen, der unvermittelbar zu sein scheint mit der Lebensbejahung, die aus vielen der früheren Lieder Matters klingt.

Die Stilelemente sind die alten: der vorwärtsdrängende Rhythmus und die alles bündelnden Reime. Aber diese feste Form trägt nun dazu bei, dass die Welt, die sie festschreibt,

132 Mani Matter, 'Warum syt dir so truurig?', S. 50f.

umso unheimlicher wird. Der Gang der Zeit, der vermeintliche Fortschritt des Erfolgreichen geht ins Leere – wenn er nicht in einen Baum fährt. Die Wohlstandsgesellschaft in der technisch perfekt eingerichteten Welt wird zu einer Wüste. Nichts verspricht mehr eine Erfüllung, die über das hinausgeht, was eine unterhaltsame Ferienlektüre am Meer zu bieten vermag.

Es wäre völlig falsch, die Ursachen für diese Wendung ins Düstere in einer persönlichen Verstimmung Matters zu suchen. Matter gibt nicht einem Gefühl Ausdruck, von dem er zufällig ergriffen worden ist. Sein Lied spiegelt eine breite Grundströmung der modernen Kultur. Viele andere haben ähnliches auf ihre Weise zu beschreiben versucht. Matters Klage steht nicht allein, sondern hat Anteil an anderen, sehr nachdenklichen Zeitanalysen.

Der schon zitierte *Friedrich Tenbruck* wirft ähnlich wie Matter einen pessimistischen Blick in die Zukunft:

*Eine verwissenschaftlichte Zivilisation lässt die Menschen global mit einer Sozialreligion von Brot und Spielen in eine geschäftige Dumpfheit verfallen ..., in der sich das Legitimitätsproblem dadurch löst, dass das Organ für seine Empfindung abhanden kommt, weil geschlossene Herrschafts- und Priesterkassen sich der Lenkung der Apparate wie der Betreuung einer fellachisierten Bevölkerung annehmen.*¹³³

Und 1970 hatte der Philosoph *Max Horkheimer* einen noch trostloseren Blick in die Zukunft geworfen. In einem nahezu verächtlichen Ton schrieb er:

133 Friedrich Tenbruck, «Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne», Opladen 1989, S. 142

*Ruhe und Ordnung, zweckmässige Verwaltung, Angleichung aller Funktionen im sinngemässen Endzustand erscheinen als das zugleich rationale und pessimistische Ziel der Menschense.*¹³⁴

Horkheimer selber konnte sich beruhigen mit dem Gedanken, wir seien auf Grund der technischen Naturbeherrschung immerhin glücklich so weit gekommen, dass eine Mehrzahl der Menschen in unseren Ländern «genug zu essen hat, in einer anständigen Weise wohnen und leben kann»¹³⁵. Doch ein solcher Trost hatte für Mani Matter offenbar keine versöhnende Kraft.

Matter hat, soweit erkennbar, keine Alternative zu diesen beklemmenden Perspektiven gesehen, und war doch offenerzig genug, davon nicht nur zu singen, sondern mit seinem ganzen Sein und Schaffen daran zu leiden. Einige Wochen, nachdem er das Lied von den verlorenen Träumen Fritz Widmer vorgesungen hatte, ist er bei einem Überholmanöver ums Leben gekommen.

Wie hätte er sich seinen weiteren Weg gesucht? Welche Fragen hätte er aufgeworfen, und welche voreiligen Antworten mit einem «zu einfach!» zur Seite geschoben? Wo hätte er sich herausgefordert gesehen?

Alles, was man darüber im geschichtlichen Rückblick denken mag, ist Spekulation. Doch scheint es kaum denkbar, dass Mani Matter sich auf eine wissenschaftliche oder eine politische Karriere konzentriert und so seine Erfüllung gesucht hätte. Eher vorstellbar ist, dass er neben seinen Liedern auch Theaterstücke und kulturgeschichtliche Essays geschrieben und damit seiner Generation zu denken gegeben hätte. Fritz

134 Max Horkheimer, «Schopenhauers Aktualität», zitiert bei H. Gumnior/R. Ringguth, «Horkheimer», Reinbek, 1973, S. 110

135 Max Horkheimer, «Gesammelte Schriften», Bd. 13, S. 239

Widmers Lieblingsgedanke war, «dass er einen ganz neuen Typ Clown geschaffen hätte».¹³⁶

Ganz undenkbar scheint, dass Matter sein Schaffen entgrenzt, metaphysisch aufgeladen und zu einer «Kunstreligion» überspannt hätte, wie das *Richard Wagner* in pathetischer Weise versucht, wie aber auch *Joseph Beuys* in hippiemässig freierer Manier damit kokettiert hat. Dazu war Matter zu kritisch, auch sich selbst gegenüber, und zu nah an der alltäglich gebrochenen Wirklichkeit.

Hätte er sich also tatsächlich an eine Verteidigung des Christentums gemacht? Hätte er argumentativ darzulegen – und später auch mit seiner Kunst zu besingen versucht, weshalb das Christentum mit seinem harten Sündenbegriff und der ergreifenden Gestalt des Gekreuzigten die Hingabe des Lebens wert sei? Weshalb das Christliche der europäischen Kultur den einzig denkbaren Referenzrahmen für einen verheissungsvollen Streit um die Vergangenheit und Zukunft biete? Wäre es ihm gegeben worden, Lieder zu dichten, in denen die Liebe zu den Menschen in all ihren lust- und schmerzvollen Widersprüchen noch einmal anders aufgeleuchtet wäre, auf dem Hintergrund dessen, was «der Freund der Zöllner und Sünder»¹³⁷ gesagt, getan und gelitten hat? Ist es denkbar, dass Matters Werk sich verflochten hätte mit einem Bekenntnis zum Namen dessen, der draussen vor den Toren der Stadt für seine Liebe Hohn und Spott leiden musste¹³⁸?

Und falls das geschehen wäre: Wie hätte sein Umfeld darauf reagiert? Seine Weggefährten aus Politik und Kunst – und die Vertreter der Amtskirchen? Hätten Letztere ihn dankbar vereinnahmt? Werden sie das jetzt tun? Ihn wie eine Briefmarke auf die Pakete ihrer Glaubensbotschaften kleben?

136 Fritz Widmer, «Unverrück», Bern 2002, S. 35

137 Matthäus 11,19

138 Hebräer 13,12f.

Das scheint Urs Frauchiger zu befürchten, wenn er festhält, erst durch die Publikation der Cambridge Notizen werde einem bewusst, auf was für unkonventionelle Wege sich Matter begeben hatte:

Dieses bohrende, immer wieder durchbrechende Fragen nach Gott, nach Gut und Böse, das 1968 – weiss Gott! – nicht nur unusual, sondern schlicht anstössig war. Gleichwohl darf man sich vor lauter Überraschung nun nicht dazu hinreissen lassen, ihn jetzt plötzlich als «Gottsucher» abzustempeln.¹³⁹

In welche Richtungen Matter sich den Weg für sein Schaffen gesucht hätte, kann niemand sagen. Doch auch spekulative Gedankenspiele wecken den beunruhigenden Verdacht, dass wahrscheinlich sowohl das kulturelle wie das kirchliche Establishment überfordert gewesen wäre, wenn Matter sich an die Aufgabe gemacht hätte, auf seine Weise das Christentum zu verteidigen. Ob das heute, vierzig Jahre nach seinem Tod, anders ist?

Von Gott vergessen

Im Lied, das die Not eines überzivilisiert entleerten Lebens beklagt, hat Matter aus der Berner Umgangssprache eine Formulierung geschöpft, die es möglich macht, solche Fragen ohne einen intellektuellen Schutzschild zu stellen und auf sie eine harte und doch nicht trostlose Antwort zu geben. Er deutet die Sackgassen der Wohlstandsgesellschaft mit der Aussage, dass unsere Städte von Gott vergessen seien. Nicht dass die Menschen Gott – sondern dass Gott die Menschen vergessen hat, ist die Ursache ihrer Freudlosigkeit.

139 (Cambridge Notizheft), S. 20

Matter findet den Refrain für sein Lied in der bernischen Redensart, dies oder jenes sei eine «gottvergessene Sache» gewesen. Damit will der Berner sagen, dass etwas einen denkbar unglücklichen Verlauf genommen hat. Statt dass kleine Unachtsamkeiten und Fehlentwicklungen sich selber korrigieren, wie das oft der Fall ist, tragen weitere Ungeschicklichkeiten und Zufälle dazu bei, dass nichts mehr ein wüstes Ende verhindert: eine «gottvergessene Sache». Die göttliche Vorsehung hat gefehlt. Gott hat seine Augen nicht über der Sache gehalten und sie zum Guten gewandt.

Diese Redensart ist gesättigt vom Bibelwort. Im Alten Testament ist des öfters davon die Rede, dass Gott sich abwendet von seinem Volk und nicht mehr an die Menschen denken will. Das 5. Mosebuch erzählt, wie Gott seinem Boten voraussagt, dass das Volk seinen Gott vergessen werde, sobald es in einem gesicherten Wohlstand leben dürfe. Israel werde Wohnsitz nehmen im Land, «in dem Milch und Honig fließt», und werde dort fett und satt werden und seinen Gott vergessen, sagt Gott zu Mose. Und da werde, als Antwort darauf, auch er sie verlassen und sein Antlitz vor ihnen verbergen¹⁴⁰.

Ähnlich droht der Prophet Jeremia seinen Volksgenossen mit der Möglichkeit, dass sie, von Gott verstossen, in einem fremden Land fremden Göttern dienen werden¹⁴¹. Ins Persönlichste gewandt begegnet diese Möglichkeit auf Schritt und Tritt in den Psalmen. Das Gefühl, von Gott vergessen zu sein, ist in den Gebeten des alttestamentlichen Bundesvolkes fast allgegenwärtig.

140 5. Mose 31,16ff.

141 Jeremia 16,11-13

HERR, wie lange willst du mich so ganz vergessen?
lautet die verzweifelte Klage im Psalm 13¹⁴².

Diese Aussagen aus den jahrhundertelangen Erfahrungen im Gottesvolk Israel verdichten sich im Neuen Testament in dem einen Ruf Jesu am Kreuz:

*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*¹⁴³

Ist es nicht erhellend – und am Ende tröstlich – das Leiden an den Ausweglosigkeiten der modernen Zivilisation in der Flucht solcher biblischer Aussagen zu sehen? Ist es nicht ein herbes und doch sehr gutes Wort, das Mani Matter aus der Berner Umgangssprache schöpft, wenn er die zivilisatorische Öde (und die kirchliche Tristesse) zurückführt auf die unheimliche Möglichkeit, dass Gott die Menschen vergisst?

Das ermöglicht ein neues Verständnis auch für sehr Alltägliches. Wenn es theologisch richtig ist, unsere Städte und Dörfer als von Gott vergessen zu beschreiben, hat der unfruchtbare Dauerstress seine Ursachen nicht nur darin, dass in einen übervollen Terminkalender auch noch die dreiwöchige Safari gepresst werden muss. Dieser unsinnige Zwang hat seinen tieferen Grund darin, dass der Gott der Barmherzigkeit sich abkehrt von den Menschen und sie gnadenlos dem Schicksal ihrer übersteigerten Wünsche preisgibt. Der Schöpfer entzieht sich seinen Geschöpfen. Deshalb erschöpft sich ihr Leben im Versuch, das Glück bis zum Maximum zu steigern und das Leid auf ein Minimum zu reduzieren. Der Gott des Friedens überlässt die Menschen sich selber. Darum können sie trotz allen schönen Erlebnissen nicht zufrieden sein.

142 Vers 2

143 Matthäus 27,46

Weder Leid noch Liebe

Das Lied ‹warum syt dir so truurig› beschliesst Matter mit:

*mänge, wenn ds läbe ihm wehtuet
bsinnt sech derdür wider dra¹⁴⁴*

Ein Leid, das die Herzen ergreift, führt zurück ins Leben, das lebendig ist. Denn von seinem ersten Anfang an ist kein Leben ohne Schmerzen denkbar. Nur die Liebe verleiht Leben; und eine Liebe, die nicht leidet, gibt es nicht. Ohne Leidensbereitschaft keine Leidenschaft.

Wie leblos die moderne Wohlstandsgesellschaft ist, zeigt sich deshalb an ihrem Umgang mit dem Leid. Besonders bei kleinen oder grossen Katastrophen wird das augenfällig: Mediale Betroffenheitsrituale schlachten das Leid aus und ersticken so jeden wahrhaften Schmerz. Von den Gesetzmässigkeiten ihres Metiers getrieben können Nachrichtensendungen keiner wehen Klage Raum bieten. Auf der Suche nach Bildern jagen die Journalisten die Betroffenen, und das Fernsehen schaltet womöglich einige Schweigesekunden ein und das Boulevardblatt druckt eine schwarze Frontseite – doch der Trauer der Trauernden, so hilflos, still oder jäh wie sie sein mag, können sie nicht gerecht werden. Die technische Medialisierung enthüllt im Angesicht von einem wirklichen menschlichen Leid ihren harten Untergrund: die Herzlosigkeit, die nicht weiss, was sie ist. Sie zeugt die Sprachlosigkeit, die auf dem Strom der Wörter und Bilder schwimmt.

Diese abgestumpfte Gleichgültigkeit, die an kein Herz mehr rührt, erinnert an den Propheten Jeremia. Er beschwört die Schrecken in der Stadt Jerusalem, in der die Leichname auf der Strasse liegen, den Vögeln zum Frass, ohne dass je-

144 ‹warum syt dir so truurig?›, in der gleichnamigen Liedersammlung, S. 49

mand um sie weint. Nirgendwo im Land werden Menschen ergriffen von einer Hochzeitsfreude. Doch die bebenden Worte, die Jeremia zu Papier bringt, und die leidenschaftliche Liebe, die sich in ihnen drängt, skandalisiert nur einige wenige einen Augenblick lang. Dann nimmt alles wieder seinen gewohnten Gang.

Das Fernsehen dokumentiert in zweieinhalb Sendeminuten die Trauer der Angehörigen, ein Care-Team ist aktiv, zwei, drei Pfarrer füllen die mediale Aufmerksamkeit mit ökumenischem Trost, Politiker zeigen – von ihren PR-Beratern angeleitet – Betroffenheit und äussern den Willen, alle denkbare Hilfe zu leisten. Dieweil verlangt das Unterhaltungsbedürfnis nach der nächste Katastrophe.

Jeremias Worte wurden von den Mächtigen seiner Zeit nonchalant verlesen, und die Schriftrolle wurde zerschnitten und ins wärmende Kohlenfeuer im Wintergarten geworfen. Die Bibelworte dienen einem kirchlich sozialisierten Publikum zur geistigen Anregung. Und niemand entsetzt sich, entsetzt sich der Berichterstatter von damals.¹⁴⁵ Niemand nimmt sich zu Herzen, dass das Land wüst wird. Die Priester breiten ihre beruhigenden Worte über jedes Unheil, klagt Jeremia:

Sie gieren alle, Klein und Gross, nach unrechtem Gewinn, und Propheten und Priester gehen alle mit Lüge um und heilen den Schaden meines Volks nur obenhin, indem sie sagen: «Friede! Friede!», und ist doch nicht Friede.¹⁴⁶

Die Unterschiede zwischen Recht und Unrecht verschwimmen, und die Frage, ob sich nicht womöglich im Verhalten der Menschen etwas ändern müsste, wird im Keim erstickt.¹⁴⁷ Wo

145 Jeremia 36,24

146 Jeremia 6,13

147 Jeremia 12,11

das Aas ist, sammeln sich die Geier, sagt Jesus zu den aufgetzten Hörern seiner Zeit.¹⁴⁸

Man kann den grossen biblischen Schriftkorpus, der die Reden und Zeichenhandlungen des Propheten Jeremia dokumentiert, wie ein Bilderbuch lesen, das in vielen Schattierungen ausmalt, wie sich die Gottvergessenheit auswirkt. Sie ist alles andere als eine graue Leere! Vielmehr ringen in ihr eine undurchschaubare Fülle von gegensätzlichen Kräften miteinander, oft durch die Herzen der einzelnen Menschen hindurch: verzweifelte Liebe, aufwallende Rachsucht, Rechthaberei, Intrige, Arroganz, Müdigkeit, tapfere Freundschaften – nichts Menschliches ist dem gottvergessenen Leben fern. In all diesen menschlichen, oft über die Massen schmerzlichen Wirrungen nimmt die Zeit ihren unerbittlichen Gang. Die Katastrophe kommt näher und näher. Viele sehen sie kommen, viele reden davon, viele verdrängen, was sie sehen, viele schweigen tot, was in seltenen, hellen Augenblicken über sie kommt.

In diesem Unerbittlichen erschliesst das Gotteswort schmale Freiheitsräume. Für Einzelne, kleine Gruppen, aber auch für die Schicksalsgemeinschaft des ganzen Volkes eröffnen sich Wege, denen eine Zukunft verheissen ist und die darum die Glut einer Hoffnung schüren.¹⁴⁹

Wo immer dieses Wort gehört wird und die Gedanken über den flachen Horizont des Zeitgeschehens hinaus erhebt, sind Menschen beteiligt an einem Werk, das weit über ihre Lebenszeit greift. *Baruch*, der Sekretär des Propheten Jeremia, hatte sich darüber beklagt, dass er nur den immer schneller vorangehenden Zerfall miterleben müsse und zu nichts Hoffnungsvollem beitragen dürfe. Daraufhin liess ihm Gott durch Jeremia eine Gegenfrage und eine Verheissung zukommen:

148 Matthäus 24,28

149 Jeremia 31 und 33

Wenn Gott selber an seinem Volk nur eben leidet – darf sein Bote für sich etwas Grosses erwarten? Muss er nicht dankbar sein, wenn er sein Leben davontragen darf wie etwas, das aus dem allgemeinen Zerfall gerettet wird? Trostreich herb ergeht diese Frage und Zusage an Baruch:

*So spricht der HERR: Siehe, was ich gebaut habe, das reisse ich ein, und was ich gepflanzt habe, das reisse ich aus, nämlich dies mein ganzes Land. Und du begehrst für dich grosse Dinge? Begehre es nicht! Denn siehe, ich will Unheil kommen lassen über alles Fleisch, spricht der HERR, aber dein Leben sollst du wie eine Beute davonbringen, an welchen Ort du auch ziehst.*¹⁵⁰

Kirchenorganisation und Christentum

In der bereits besprochenen Notiz aus dem Jahr 1962 hat Mani Matter festgehalten: Wenn es so ist, dass sich die Gegenwart als eine Zeit der Gottverlassenheit verstehen lässt, dann tragen die Theologen dafür eine Hauptverantwortung. Und gleichzeitig verhindern sie, dass diese Not als solche erkannt wird. Matter schreibt:

Es gibt verschiedene geistige Quellen. Das Christentum ist eine davon. Wenn nun jedermann sieht, welch gewaltige Organisation darum herum aufgebaut ist, wie viele Menschen damit beschäftigt sind, wieviel Literatur darüber fabriziert wird und wie dennoch so wenig Schöpferisches zu spüren ist, so wird man allmählich anfangen zu glauben, die Quelle gebe eben nichts her; sie sei ausgeschöpft. Dann wird aus dem Christentum eine leere Konvention. Und die Kirche wird es

150 Jeremia 45,4f.

*zugrunde gerichtet haben. Denn wenn die Bibel keinen solchen Apparat um sich herum hätte, wäre sie ein Buch wie jedes andere; und würde gewiss auch gelesen und regte gewiss auch die Produktion an. Heute hat man aber das Gefühl, die Bibel sei Sache der Pfarrer, sie werde schon genügend beackert; und wenn nichts daraus entspriesst, so ist man, wie gesagt, versucht zu schliessen, sie gebe offenbar nichts mehr her.*¹⁵¹

Äusserlich gesehen steht Matter mit diesem Vorwurf an die Theologenschaft eher einsam da. Die Zeiten, in denen die Kirchenleute bedrängt wurden von der Polemik scharfer Denker und vom Spott des Volkes, sind mehr oder weniger vorbei. Soziologische Umfragen bestätigen, was die Pfarrer tagtäglich erfahren: Die breite Mehrzahl derer, denen sie in ihren Amtstätigkeiten begegnen, ist mit ihnen zufrieden. 95% sagen, der letzte Pfarrer, mit dem sie zu tun hatten, habe seine Sache gut gemacht.¹⁵² Die Theologen dürfen sich getragen fühlen von einem breiten Wohlwollen.

Dennoch fasst Matters Kritik wahrscheinlich etwas ins Wort, das vierzig Jahre nach seinem Tod nur noch schwerer zu fassen ist. Das Wohlwollen, das die Theologen trägt, verdankt sich der Tatsache, dass sie bedeutungslos geworden sind. Sie tun niemandem mehr weh. Die meisten Zeitgenossen begegnen ihnen bei besonderen Anlässen wie Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen. Welche Amtsperson möchte bei einer solchen Gelegenheit verletzend wirken? Darüber hinaus verwenden sich die Theologen in kirchlichen Publikationsorganen für die sozial Schwachen. Wer könnte ihnen das verargen? Ihr Einfluss auf Politik und Wirtschaft ist marginal. Wer mag jemanden kritisieren, der Mühe hat und sich Mühe gibt?

151 ‚Sudelhefte‘, Tagebuch II, 1962, Nr. 66, S. 74

152 Klaus Engelhardt u. a., ‚Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft‘, Gütersloh 1997, S. 384

Doch gerade dadurch, dass sie in eine derart nichtssagende Akzeptanz eingebettet sind, stellen sich die Theologen zwischen die Bibel und ihre Zeitgenossen und verhindern, dass diese Texte vorurteilslos gelesen werden. Das kritische Potential der Geschichte Israels hat keinen Ort mehr, wo es zu Gehör kommt.

Auch an dieser Stelle schneidet die Kritik Matters tiefer, als ihm selber wohl bewusst war. Jedenfalls liegt sie ganz auf der Linie der biblischen Propheten. Wenn das Volk in die Irre geht, sagt der Prophet *Hosea*, sei dafür niemand anderes zu schelten als der Priester.

Mein Volk ist dahin, weil es ohne Erkenntnis ist. Denn du hast die Erkenntnis verworfen; darum will ich dich auch verwerfen, dass du nicht mehr mein Priester sein sollst. Du vergisst das Gesetz deines Gottes; darum will auch ich deine Kinder vergessen, sagt Gott durch den Propheten, der zum Zeichen dieser Treulosigkeit eine Prostituierte zur Frau genommen hatte.¹⁵³

Jesus hat das noch einmal akzentuiert. Über niemanden hat er ein so vernichtendes Urteil gesprochen wie über die Schriftkundigen und die parteilich eifrigen Vertreter der Frömmigkeit. Ein ganzes Kapitel lang überschlagen sich im Matthäusevangelium die Wehrufe über die professionellen und die ideell organisierten Repräsentanten des Glaubens. Dieser Abschnitt im Evangelium wurde aus den ordentlichen Lektionarien ausgespart. Die gottesdienstlichen Gemeinden bekamen diese Wehrufe kaum je zu hören. Heute werden sie verdrängt, indem ihnen antijüdische Grobianismen unterstellt wird.¹⁵⁴

So ist weder den frommen Kirchenleuten noch den ausenstehenden Kritikern bewusst, dass Jesus eine ungleich viel

153 Hosea 6,4

154 Ulrich Luz, *Das Evangelium nach Matthäus*, 3. Bd., Zürich/Braunschweig, 1996, S. 349.352

schärfere Kritik formuliert, als der französische Aufklärer *Voltaire* oder der Vater der sozialistischen Religionskritik, *Karl Marx*, das je getan haben.

Zum Christentum gehört eine geballte Kritik an seinen Vertretern. Schon in seinem Grunddokument enthält die Glaubensbotschaft massive Vorwürfe an diejenigen, die ihr berufsmässig dienen, und diejenigen, die sich in frommer Gesinnungsgemeinschaft zusammenschliessen, um mit ihr ernst zu machen. Zurzeit Jesu waren das die Schriftgelehrten und Pharisäer. Sie werden in den Evangelien an vielen Stellen als seine entschiedensten Gegner genannt. Übersetzt in spätere Zeiten muss man damit rechnen, dass zunächst die Theologen und die engagierten Kerngruppen des Glaubens von dieser Kritik betroffen sind.

So übt die Bibel ihre Leser in der Kunst des Unterscheidens. Sie sollen damit rechnen, dass die biblische Botschaft nicht dasselbe ist wie das, was ihre Exponenten daraus machen. Vielmehr haben alle das Recht – und die Pflicht! – zu unterscheiden zwischen dem, was Jesus getan und gesagt hat, und dem, was die Repräsentanten des Glaubens daraus machen. Umgekehrt muss jeder Theologe und jeder engagierte Christenmensch sich selber prüfen, wo die Kritik Jesu ihn zur Umkehr ruft.

Wer feststellt, dass die Prediger des Evangeliums persönlich unglaubwürdig sind, entdeckt also nichts anderes als das, was Jesus auch schon gesagt hat. Wer die Erfahrung macht, dass die leidenschaftlich Gläubigen schnell einmal lieblos werden, kann in den Reden Jesu nachlesen, warum das so ist. Landläufig populistische Redenarten wie die, dass Gott schon recht wäre, nur leider sein Bodenpersonal nicht, erweisen sich damit als das, was sie sind: billige Sprüche, die von der Pflicht dispensieren, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer!

Wie ein Refrain ziehen sich jähe Wehrufe durch das ganze 23. Kapitel des Matthäus-Evangeliums. Sie sprechen Schreckliches derart krass aus, dass es an einem zivilisierten Leser zunächst nur aberpelt. Weil es aus der Sprachwelt des Spätjudentums schöpft, klingt es fremd. Doch bietet gerade dieses Sprachkleid die Chance, auf Distanz zum eigenen Verstehen zu gehen.

Zwei dieser Wehrufe, der erste und der letzte, seien hier im Wortlaut wiedergegeben:

*Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler,
die ihr das Himmelreich zuschliesst vor den Menschen!
Ihr geht nicht hinein, und die hinein wollen,
lasst ihr nicht hineingehen.*

*Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler,
die ihr Land und Meer durchzieht,
damit ihr einen Judengenossen gewinnt;
und wenn er's geworden ist,
macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle,
doppelt so schlimm wie ihr.*

...

*Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler,
die ihr den Propheten Grabmäler baut
und die Gräber der Gerechten schmückt und spricht:
Hätten wir zu Zeiten unserer Väter gelebt,
so wären wir nicht mit ihnen schuldig geworden am Blut
der Propheten!*

*Damit bezeugt ihr von euch selbst, dass ihr Kinder derer seid, die die Propheten getötet haben.*¹⁵⁵

Im ersten Moment mag es scheinen, dass solche Fluchworte nichts anderes sind als der Ausdruck einer tief verletzten Liebe. Doch beim wiederholten Lesen zeigen sich Konturen, die erahnen lassen, mit welcher Präzision sie in die religiösen Verhaltensmuster schneiden, die den Zugang zum Glauben versperren.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer, hat Jesus in den ersten Versen dieses Kapitels festgehalten, «sitzen auf dem Stuhl des Mose» und verwalten mit ihrem Herrschaftsapparat die religiöse Erkenntnis. So versperren sie allen den Weg in das Himmelreich.¹⁵⁶ Diesen pauschalen Vorwurf differenziert er nun aus.

Als erstes kritisiert er den Missionseifer, der Menschen für die eigene Glaubensgemeinschaft zu gewinnen sucht und sie der Illusion verfallen lässt, mit dem Übertritt sei alles Wesentliche gewonnen. Wo aber Menschen allzu sicher zwischen innen und aussen unterscheiden und ihr Rechtsein mit der Zugehörigkeit zur richtigen Gruppe gegeben sehen, verschliessen sie die Augen vor den eigenen Schwächen. Die Ursachen für das Unerfreuliche suchen sie nur noch bei den anderen. Bekanntlich sind Konvertiten, die von einer Gemeinschaft zu einer anderen übertreten, in besonders hohem Mass überzeugt vom absoluten Recht ihrer neuen Gemeinschaft. Dadurch sind sie, sagt Jesus, im Hinblick auf das Übel der Selbstgerechtigkeit schlimmer als diejenigen, die sie zum Übertritt bewogen haben.

Die Wehrufe schliessen mit der Anklage, dass die Schuld vergangener Generationen Anlass gibt, sich selber umso ge-

155 Matthäus 23,13-31

156 Matthäus 23,13

rechter zu fühlen. Wer sich mit schönen Gesten auf die Seite der Opfer stellt, beweist dadurch, dass er unter den vormaligen Verhältnissen auf der Seite der Täter gestanden wäre. Umgekehrt wird, wer mit der Möglichkeit rechnet, selber schuldig zu werden, sich nicht allzu selbstgefällig in den Glanz der Wahrheitszeugen stellen.

Ist nicht vieles, das heute mit dem klangvollen Begriff ‹Vergangenheitsbewältigung› geschmückt wird, ein Mittel, um sich von der Schuld vergangener Generationen abzuheben? Das Tribunal über geschichtliche Verbrechen macht blind für das, was heute an Unrecht getan und an Hilfe verweigert wird. Hat nicht manchmal das Gedenken an die Märtyrer in den Kirchen eine Masse zum fanatischen Hass gepeitscht? Und verschafft nicht heute die polemische Solidarität mit den Opfern der Kreuzzüge und Hexenverbrennungen ein billig zu habendes Gefühl des eigenen Bessereins? Werden nicht auch heute Menschen früherer Zeiten derart idealisiert, dass niemand zu hören bekommt, was sie tatsächlich gesagt und gelitten haben? So gesehen sind die Jubiläen, die wir feiern, tatsächlich Grabplatten, die verhindern, dass vergangene Generationen ihr Wohl und Weh mit uns Heutigen teilen.

Es wäre jedoch ungerecht, das schroffe Weh nur auf die Theologen und die engagierten Gläubigen zu beziehen. Längst hat sich mit den Kunst- und Medienschaffenden ein neuer Klerus etabliert, der einen weit grösseren Einfluss auf die Zeitgenossen ausübt als die wenigen Kirchenvertreter. Ausserhalb der Kirchen gibt es unzählige Gesinnungsgemeinschaften, die sich rund um ein weltanschauliches Programm gegen jeden Selbstzweifel abschotten. Jeder, der auf die Erwartungen anderer Einfluss nimmt, hat darum Anlass genug, das 23. Kapitel des Matthäus-Evangeliums zu lesen und sich zu fragen, wo diese schneidende Kritik *ihn* trifft.

Zusammenfassung

Innenwelten der Kritik

Sein vorbehaltloses Fragen hat Mani Matter in die Dimensionen vordringen lassen, die wir als «religiös» bezeichnen. Er hat sich dabei auch den universitären Vertretern des Kirchenglaubens zugewandt, insbesondere den beiden zu seiner Zeit am meisten beachteten evangelischen Theologen, Karl Barth und Rudolf Bultmann. Mit seiner raschen Auffassungsgabe hat er ihre zentralen Anliegen präzise erfasst. Auf sein Fragen hat er bei ihnen aber keine Antwort gefunden, die ihn auf Dauer begleitet hätte. Am meisten, ungebrochen direkt, hat ihn die Person Jesu überzeugt, und von der theologischen Lehre war ihm der evangelische Begriff von der Radikalität der Sünde die wichtigste Wahrheit, die es ins Bewusstsein zu heben gelte.

Matter ist weder von Barth noch von Bultmann dazu angeregt worden, sich selber in die Bibel zu vertiefen und in ihr Präziseres zu suchen als in ihren Systemen. Er hat ihre Lehre wahrgenommen als einen «wesenszentrierten Zirkel» (wie der Theologe Eberhard Hübner sie kritisch beschreibt¹⁵⁷): Ihre Gedanken bilden eine in sich geschlossene Begriffswelt. Äus-

157 Eberhard Hübner, «Theologie und Empirie. Prolegomena zur Praktischen Theologie», Neukirchen-Vluyn 1985, S. 126

sere Realitäten, die sich für ein weitergehendes Nachdenken aufdrängen, sind Matter in ihren Werken nicht begegnet. Weder hat er sich veranlasst gesehen, über das Volk Israel, dessen Erwählung und dessen geschichtlichen Weg nachzudenken, noch ist er aufmerksam geworden auf die eigentümliche Tatsache, dass sich Menschen um einen Tisch sammeln, an dem die Frucht eines Kreuzestodes ausgeteilt wird. Weder von der Geschichte des alttestamentlichen Bundesvolkes noch von den steten Reformbemühungen in der Kirche ist in den Notizen Matters etwas zu finden.

Wir können annehmen, dass es in den letzten Jahrzehnten unzählig vielen Menschen ähnlich ergangen ist. Momente lang haben sie einem Pfarrer zugehört und sich überlegt, ob diese theologischen Gedanken es wert seien, dass man ernsthaft über sie nachzudenken beginnt. Sie erlebten die neuzeitliche Theologie als eine abstrakte Geisteswelt. Man respektierte das Bemühen der Theologenschaft – auch aus Mangel an Alternativen. Kaum je stellte sich aber der Eindruck ein, da komme etwas zur Sprache, dem man einen grossen Teil seiner Lebenszeit zu widmen habe.

In der Beschäftigung Matters mit Barth und Bultmann spiegelt sich ein weiteres Paradigma der neueren Zeit. Der ›Verslischmid‹ wird von den Theologen nicht herausgefordert, über die Natur nachzudenken und sich zu überlegen, ob die sichtbare Welt etwas über einen Schöpfer sagt. Während es für die Volksfrömmigkeit bis heute eines der stärksten Argumente für den Glauben an Gott ist, dass die unfassbar wohl geordnete Welt der Pflanzen, Tiere und Himmelskörper jeden Betrachter zum Staunen bringt, spielt dieses alte Argument für den Gottesglauben bei den neuzeitlichen Theologen keine wegweisende Rolle. Auch für den Dichter und Sänger, der interessiert in ihren Werken liest, wird das darum nicht zu einem Thema, das schwergewichtige neue Fragen weckt.

Die modernen Pharisäismen, die Matter wahrnahm, die resignative Müdigkeit und die selbstgefälligen Gruppengedanken, sind vierzig Jahre nach seinem Tod postmodern und dadurch noch diffuser geworden. Ob sie dadurch bescheidener geworden sind?

Der Historiker *Reinhart Koselleck* (1923–2006) erzählt nach, wie schon die ersten Aufklärer den Anspruch erhoben, mit ihrem kritischen Bewusstsein hoch über den kleinen Fragen des Alltags zu stehen. Sie massen die menschlichen Widersprüche an utopischen Idealen und konnten so die Reinheit ihres guten Willens mühelos abheben von dem, was um sie herum geschah. Koselleck schreibt über die aufklärerische «Gelehrtenrepublik», die für sich das Recht beansprucht, über alles zu urteilen, ohne selber Verantwortung zu übernehmen:

*Die erst morgen zu findende Wahrheit enthebt den Kritiker heute jeglicher Schuld. So gewann der Kritiker im Vollzug seiner Tätigkeit Freiheit, Schuldlosigkeit und Teilhabe an einer zukunftsweisenden, überparteilichen Souveränität.*¹⁵⁸

Die Vertreter der «öffentlichen Meinung» sind «Ankläger, oberste Urteilsinstanz und Partei zugleich»¹⁵⁹. Aber weil sie sich zu diesem Zweck als bloße Funktionäre einer depersonalisierten Wahrheit inszenieren müssen, setzen sie die unkontrollierbare Herrschaft der «Medien» frei, die mit anonymer Gewalt ihre Absolution erteilt, wem sie sie erteilt¹⁶⁰ – gesteuert nur eben von dem Massenbedürfnis nach Auf- und Anregung. Massgeblich für das Urteil, das die öffentliche Meinung fällt – oder nicht fällt, ist am Ende nur die krude Zahl, wie gross die Sendezeit in den Abendnachrichten und der

158 Reinhart Koselleck, «Kritik und Krise», Frankfurt a. M., 1973, S. 91f.

159 A. a. O., S. 90

160 A. a. O., S. 96f.

Platz auf den Frontseiten der Gratiszeitungen sind. Wie Irrlichter geistern kurzlebige Skandale durch die Demokratien und durchsetzen die rationale Urteilsfindung mit einer Stimmungsmache, für die kein Mensch mehr verantwortlich zeichnet.

Die theologischen Schüler Karl Barths und Rudolf Bultmanns haben diese kulturgeschichtlichen Entwicklungen mit keiner eigenständigen Kritik zu bearbeiten versucht. Die Agileren unter ihnen folgen wachsam den Strömungen der Zeit. Sie haben den Übergang vom Marxismus zum Feminismus mitvollzogen und halten nun Ausschau, ob ein neuer Ismus sie weiter tragen könnte. Wer an die Schalthebel der kleiner werdenden Kirchenmacht gelangen möchte, hat nach dem gruppendynamischen nun das marktwirtschaftliche Vokabular zu benutzen gelernt.

Fragen, wie Mani Matter sie gestellt hat, stellt in den Kirchen niemand. Sie sind zu einfach. Sie tasten nach der Wahrheit, statt nach dem Erfolg.

Ein Sokrates in Berner Mundart

Von Anfang an hat ein «Heide» viel dazu beigetragen, dass das Christentum sich ausbreiten und Wurzeln schlagen konnte: *Sokrates* (470-399 vor Christus). Er hat in Athen seinen Mitbürgern auf dem Marktplatz Frage um Frage gestellt, bis sie zu ahnen begannen, dass ihr scheinbar so festgefügttes Wissen aus lauter Vorurteilen bestand. Doch hat er nicht nur alles in Zweifel gezogen. Im Gegenteil, er war bereit, für das innere Recht seiner Wahrheitssuche das Leben zu lassen. Sein furchtloses Sterben wurde für die Jugend Athens zu einem Zeichen, das viele verstanden. Es bestärkte sie im Glauben, dass sich Erkenntnisse gewinnen lassen, die es wert sind, sein Leben für sie einzusetzen.

Mit ihren grossen Namen stehen die Schüler des Sokrates, *Platon* und *Aristoteles*, für die Kraft des rationalen Denkens, die dadurch freigesetzt und gebündelt wurde. Sie leistete ihren Teil, um das griechisch-römische Weltreich auszubreiten und zu stabilisieren. In diesem Kulturraum konnte Jahrhunderte später die Botschaft des Evangeliums Fuss fassen. Auch die theologischen Denker haben sich dieser Hinterlassenschaft der sokratischen Kritik anvertraut.

Es ist unübersehbar, wie viel auch Matter diesem Erbe verdankt.

Matter hat aber nicht nur die sokratische Leidenschaft, präzise Fragen zu stellen, bis sich unbarmherzig zeigt, wie wenig wir wissen. Er will nicht nur Vorurteile durchlüften. Seine Kritik ist nicht analytisch kalt, in seinen Spott mischt sich kein zynischer Ton, sein Durchblick hat nichts Besserwisserisches. Denn es ist zwar ein bohrendes Wissenwollen, das ihn anleitet, und es ist die Stringenz logischer Gedankengänge, die seinen Worten Kraft verleiht. Aber es sind, anders als bei Sokrates, nicht Begriffe, die ihn inspirieren, sondern Redewendungen. Nicht abstrakte Einsichten, sondern alltägliche Szenen formen seine Wahrnehmung. Die Sprache, in der er sich bewegt, ist die einer christlichen Kultur, und das heisst: Es ist eine Sprache, die das Kleine ehrt und dem, was widersinnig scheint, mit Offenheit begegnet. Lange vor den «postmodernen» Programmen ist es das scheinbar Bedeutungslose, an dem Matter seine Ideen prüft.

Indem er sich zur Anschaulichkeit zwingt, entgeht er den Versuchungen, über die Lebensrealitäten hinwegzugleiten, und bleibt im Austausch mit dem, was hier und jetzt Mühe und Freude bereitet. Mit einer bedeutungsschweren Trauer fragen seine letzten Lieder, ob uns tatsächlich nach einer Entwicklung von fünftausend Jahren nichts anderes mehr bleibt, als in gottvergessenen Städten zu warten, bis uns ein grünes Licht die Erlaubnis gibt, weiterzugehen. Gleichzeitig erzählen

sie vom Ungeschick, mit dem der Herr Zehnder den Tee auf das weisse Tisch Tuch schüttet – eine Not, über die wir lachen können, weil sie niemandem sehr weh tut. Matters Reflexionen bleiben eingebunden in den Alltag der kleinen Leute, und so bleiben sie immun gegen die Versuchungen totalitärer Ideologien – anders als das bei Platon der Fall war, der am Ende seiner Denkwege eine absolutistische Staatstheorie entwickelt hat.

Matters Lieder verweigern sich aber nicht nur dem platonischen Eros, der alles Zufällige und Körperhafte abzustreifen sucht. Sie sind schöpferisch. Sie hüllen das Menschlich-Allzumenschliche in die Ehre einer kunstvoll verdichteten Schilderung. So verleihen sie ihm Würde: Bei allem Verkorksten und Kleinkarierten sind die Menschen doch geliebt – ob sie das nun wert sind oder nicht.

Damit hat Mani Matter unbefangen – als ein Aussenstehender – das Erbe der christlichen Kultur aufgesogen und neu belebt. Die kritischen Fragen sind gebrochen vom pragmatischen Willen, das Bestmögliche zu erkennen und es nicht zu verspielen, nur weil sich etwas noch Besseres denken lässt. Das Suchen nach dem Wahren wird zurückgebunden von der Liebe zu dem, was handfest nah gegeben ist und trotz allem Widrigen eine respektvolle Zuwendung erfahren soll. Bevor er sich überlegte, ob er zum Anwalt des Christentums werden müsste, war er zu einem Fürsprecher des Unscheinbaren geworden.

Man könnte formulieren: Mani Matter ist wie Sokrates im Gespräch mit den Leuten auf dem Marktplatz und begegnet so vielen Christenmenschen, die kaum mehr wissen, was sie der christlichen Liebe verdanken. Weil er sie fragt, erhebt er – zu seiner eigenen Verwunderung – aus ihrem Reden und Denken die Einsicht, dass das Leben trotz allem geliebt ist. Nicht weil es in sich so gut ist, sondern weil es *vor* allem Ge-

lingen und Misslingen in eine noch grössere Liebe eingebettet ist – gerade wo es sich als hilflos und verdreht erweist.

In diesem alltäglich Kleinen sind es die alten, grossen Fragen, die Mani Matters Werk uns neu stellt: Was dürfen wir glauben? Was sollen wir tun?

Präziser, in unserer gegenwärtige Lage hinein formuliert: Sollen wir womöglich gar nicht so viel tun und stattdessen mehr leiden? Sollen wir vielleicht nicht beim Glauben anfangen, sondern damit, dass wir an unseren Zweifeln zu zweifeln beginnen und unsere Fragen in Frage stellen? Finden wir so zu einer neuen Nachdenklichkeit?

Mit der Ringparabel, die er seinem Nathan dem Weisen in den Mund legt, hat *Gotthold Ephraim Lessing* ein anschauliches Argument für den modernen Toleranzgedanken geschaffen. Er fasst seine Einsichten zusammen im unwidersprechlichen Satz: Die Wahrheit, in deren Besitz jemand zu sein meint, macht ihn nur träge und satt.¹⁶¹

Doch diese Wahrheit ist mittlerweile zu einem allgemeinen Besitz erstarrt. Auch die Erkenntnis, dass wir die Wahrheit nicht besitzen, macht selbstgenügsam und satt.

Wer kann solche Selbstgenügsamkeiten aufbrechen? Wer – wenn nicht der Christus, der seinen Dienern die Füsse gewaschen und sich vom religiösen und politischen Establishment hat umbringen lassen? Sein Anspruch wird still und mächtig gestützt von dem anderen grossen Lehrer der abendländischen Jugend, Sokrates. Auch er war bereit, für die Gültigkeit seiner Wissensfragmente zu sterben.

Ob diese zweifache Erbe hier oder dort «unsere Egozentrik in einen dienenden Mut verwandeln» wird¹⁶²?

161 Gotthold Ephraim Lessing, «Gesammelte Werke», hg v. P. Rilla, Berlin, 21968, S. 27

162 s. o. Anm. XX88

Epilog: Das Ende des Christentums?

An der Strasse zum Friedhof

Aus dem Fundus des Christentums schöpft Mani Matter die Zuversicht, dass sein Lebensweg auf einem Friedhof enden wird. Das birgt einen unausgesprochenen Trost und weckt seine Lebensfreude.

Matter wohnte mit seiner Familie in Wabern, einer Vorortsgemeinde Berns, an einer Strasse, die zu einem Friedhof führt. Das nahm er zum Anlass, um die condition humaine in ein scheinbar zeitloses Bild zu kleiden.

*ir lüt, i wonen a nere strass
und nid symbolisch meinen i das
i wonen a nere strass, wi gseit
wo zum fridhof geit*

*i cha vom fänschter uus d umzüg gseh
mit efeuchränz und bluemebouquet
wenn alben eine derhär chunnt da
mit de füess voraa*

*en andre vilicht mahneti das
geng dra, gly nähm dr schryner scho ds mass
ou ihm für ds tannige letschte chleid
und das tät ihm leid*

*ig aber findes schön, dass mys bett
vorlöffig ne ke holztechel het
und dass i geng no dr himel gseh
fröit mi drum descht meh*

*di strass, won i drann wohnen, isch zwar
so dänken i, e sackgass, s isch wahr
hingäge für mi und i gniesse das
no ke einbahnstrass¹⁶³*

«Todsicher», sagt die Redensart, sei ein Ereignis, das als unausweichlich erscheint. Niemand kann mit Gewissheit sagen, was die kommenden Tage und Nächte bringen. Doch Eines weiss jeder: Am Ende kommt der Tod. Auch ich werde sterben.

Wer diese Tatsache nicht aushält, kann sie zu verdrängen suchen. Mani Matter stellt sich ihr. Wenn sein Leib im Sarg liegt, werden seine Augen nicht mehr sehen. Darum ist der freie Blick in den Himmel ein umso grösseres Geschenk.

Philosophen und Dichter haben die rechten Worte dafür gesucht. «Carpe diem», pflücke den Tag, lautet das geflügelte Wort des römischen Dichters *Horaz*. Wenn der Schnee schmilzt, heisst es in einem seiner Lieder, wenn die Tiere wieder auf den Weiden springen und eine helle Mondnacht zum Spaziergang lädt, gilt es, sich mit Myrthe und Blumen zu schmücken. Denn unversehens kommt der Tod, ohne nach Stellung oder Alter zu fragen.

163 «Us emene lääre Gygechaschte», S. 60

*vitae summa brevis – kurz ist des Lebens Dauer;
verbietet uns, lange Hoffnungen anzuschirren.*¹⁶⁴

Im biblischen Buch des *Predigers Salomo* findet sich ein ähnlicher Gedanke mit einer bezeichnenden Einschränkung:

*So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und lass dein Herz guter Dinge sein in deinen jungen Tagen. Tu, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt; aber wisse, dass dich Gott um das alles vor Gericht ziehen wird. Lass den Unmut fern sein von deinem Herzen und halte fern das Übel von deinem Leibe; denn Kindheit und Jugend sind eitel.*¹⁶⁵

Diese Übersetzung Luthers hat einen drohenden Unterton. Man könnte auch verheissungsvoll übersetzen: Über alles wird Gott dich «in die Gerechtigkeit hinein führen». So oder so aber besteht für das Bibelwort kein Zweifel, dass die Lebenszeit nicht in sich abgeschlossen bleibt. Sie ist offen für das, was Gott aus ihr macht. Entscheidend ist, welches Urteil der Schöpfer spricht.

Kindheit und Jugend sind rasch vergangen. Sie sind nur «ein Hauch», wie es wörtlich übersetzt heisst. Darum soll ein junger Mensch sich nicht unnötig beschweren – mit Pflichten, die doch zu keinem guten Ziel führen. Vielmehr ist die Lust des Augenblicks ein legitimer Wegweiser für denjenigen, der sich noch nicht an eigenen Erfahrungen orientieren kann. Eines aber, mahnt das biblische Buch, soll auch der Jugendliche bedenken: Gott wird über alles richten.

Solche Aussagen machen unruhig. Der Philosoph *Epikur* (341–270 vor Christus) möchte das verhindern und geht darum einen Schritt weiter als sein Schüler Horaz und Mani Matter. Er schreibt:

164 Horaz, Carmen 1,4

165 Prediger 11,9.10

*Daher macht die rechte Erkenntnis von der Bedeutungslosigkeit des Todes für uns die Sterblichkeit des Lebens erst zu einer Quelle der Lust, indem sie uns nicht eine endlose Zeit als künftige Fortsetzung in Aussicht stellt, sondern dem Verlangen nach Unsterblichkeit ein Ende macht.*¹⁶⁶

Epikur will seine Leser in die Kunst eines glücklichen Lebens einführen. Er meint, das Dasein lasse sich erst unbeschwert geniessen, wenn man den Tod nicht länger fürchtet. Um das zu erreichen, möchte er seinen Schülern die Furcht vor dem Tod nehmen und argumentiert zu diesem Zweck: Leben sei Empfinden, und weil mit dem Leben auch das Empfinden aufhört, sei der Tod nichts, was man spürt, und demnach nichts, das man fürchten müsse.

Kein billiger Trost

Wenn Mani Matter singt, dass er an einer Sackgasse lebt, die beim Friedhof endet, lässt er offen, ob irgendein Weg über den Friedhof hinaus führt.

In seinem Lied über das Berner Original Kari Dällenbach hatte er gesungen, dieser habe sich «himmeltruurig ds läbe gno»¹⁶⁷. Diese Redensart setzt voraus, dass sich auch über den Tod ein Himmel wölbt, der trauern kann.

Heisst das, dass die Toten Anteil bekommen an einem himmlischen Dasein? Dass sie womöglich nach ihrem Tod aus verborgenen Sphären miterleben, was hier auf Erden geschieht?

166 Epikur, «Brief an Menoikeus», in: «Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung», Bd. 1, Antike, hg. v. W. Wieland, Stuttgart 1978, S. 320

167 «ballade (lied zum film ‚dällebach kari‘)», Warum syt dir so truurig, S. 35

Fritz Widmer hat ein eigenes Lied über Kari Dällenbach geschrieben. In ihm erzählt er, wie der Verstorbene «vom Jenseits aus mit Vergnügen zuhört, wie die Überlebenden seine Geschichten wieder und wieder erzählen». ¹⁶⁸

Zwei Wochen vor dessen Tod hat Widmer dieses Lied Mani Matter vorgesungen, «und er hat es vollständig zerrissen». ¹⁶⁹

Nach diesem letzten gemeinsamen Abend stand Matter noch eine Weile mit *Jacob Stickelberger* draussen auf der Strasse, und unversehens tat ihm diese «Abkanzelung» leid. Man kann vermuten, dass Matter den Gedanken an ein vernünftiges Weiterleben der Toten in einem «Jenseits» als einen allzu billigen Trost empfand. Ist nicht eine solche Vorstellung ein «Opium», das die Schmerzen über das Unrecht in dieser Welt lediglich betäubt, wie Karl Marx das den Religionen vorwirft? Fritz Widmer legt jedoch dar, dass er für sein Lied ein gutes Argument hatte:

Was Mani nicht bewusst war: Kari Dällenbach hat in seinem Testament selbst geschrieben, man solle bei seiner Beerdigung das alte Volkslied singen: «Wenn die Blümlein draussen zittern» und dann beigefügt: «Ich werde mein liebstes Lied hören.» ¹⁷⁰

Bis heute evozieren zahllose Wortwechsel rund um Trauerfeiern und Leichenmähler den Gedanken, dass ein Verstorbener vielleicht zusehe und sich jedenfalls freuen würde, also womöglich noch irgendwie dabei sei. Regelmässig formulieren Traueranzeigen die Überzeugung, ein Toter werde «für immer weiterleben in unseren Herzen». Auch Pfarrer verwenden bei Beerdigungen solche Trostformeln.

168 Fritz Widmer, «Unverrückt. Berichte von Liedern, Menschen und Träumen», Bern, 2002, S. 47

169 A. a. O.

170 A. a. O.

Matter war im Gespräch mit Fritz Widmer offenbar nicht klar geworden, dass solche Redensarten nicht nur bequem entlasten, sondern auch genuine Bruchstücke des christlichen Glaubens tradieren – und dass er selber sich zeitlebens hat tragen lassen von einem kargen Überrest dieser christlichen Sprachwelt.

Vergebung: efeuchränz und bluemebouquet

Das älteste Glaubensbekenntnis, das sogenannte *Apostolikum*, mit dem die Getauften aller Konfessionen ihre Zugehörigkeit zu Gott dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist bekräftigen, schliesst (mit kleinen, kulturgeschichtlich bedingten Variationen) mit den Worten:

*Ich glaube an den Heiligen Geist,
die heilige, allgemeine, christliche Kirche,
Gemeinschaft der Heiligen,
Vergebung der Sünden,
Auferstehung der Toten
und das ewige Leben.*¹⁷¹

Voraussetzung für den Glauben an das ewige Leben ist demnach die Einbindung in eine Gemeinschaft, der etwas Derartiges zugesagt ist. Zentral dafür, dass eine solche Einbindung etwas Erfreuliches sein kann, ist die Vergebung der Sünden. Würden die Sünden der Menschen weiterleben, wäre die Gemeinschaft der ewig Lebenden für immer gezeichnet von dem, was lieblos, beschämend, gemein und unrecht und verlogen ist. Das wäre die Hölle – ein endloses Dasein, in dem

171 *Gesangbuch der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz*, Basel und Zürich 1998, Nr. 263

es keine Hoffnung mehr gäbe, dass die Mühen an ein gutes Ende kommen. Es wäre ein Leben, über das der Himmel in Ewigkeit nur traurig sein könnte.

Mani Matter lebt in einer christlich geprägten Kultur und sieht deshalb, wie jeder Sarg, der durch seine Wohnstrasse geführt wird, ganz selbstverständlich geschmückt ist. ‹Von den Toten nichts als das, was gut war›, sagt das alte heidnische Sprichwort.¹⁷² Ins Biblische gewandt könnte man sagen: Der Tod ist Strafe genug. Jeder Verstorbene wird geehrt. Was auch immer er getan hat – wenn er jetzt ‹mit de füess voraa› zum Friedhof gefahren wird, soll ein doppelter Schmuck das Sterbliche einhüllen. Der immergrüne Efeu weckt den Gedanken an die Unsterblichkeit, die Blumenbouquets erinnern an das Bibelwort, das sagt und singt, wie schön – und wie rasch vergangen – alles Irdische ist:

*Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras,
er blüht wie eine Blume auf dem Felde;
wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da,
und ihre Stätte kennt sie nicht mehr.*¹⁷³

In der Gemeinschaft des Glaubens wird dieser Liebeserweis einem Toten nicht dadurch zu Teil, dass man von ihm nur Gutes sagt und das Ungute verschweigt. Im Gegenteil! Auch der Tote ist eingebettet in das ‹Bewusstsein der ‹Sündhaftigkeit››¹⁷⁴. Von jedem ist zu sagen, dass er ein Sünder war. Zwar gibt es gravierende Unterschiede, wie gross die Schulden sind, die ein Mensch zurücklässt, und wie viel Gutes das aufwiegt. Vielleicht ist ein umso grösseres Blumenmeer nötig,

172 Es soll auf ein Wort von einem der ‹Sieben Weisen› Griechenlands zurück gehen, deren Wirken im 7. Jahrhundert vor Christus angesiedelt wird (Georg Büchmann, ‹Geflügelte Worte›, Frankfurt a. M. 331981, S. 249).

173 Psalm 103,15.16

174 S. o. Anm. XX84

um die Sünden zuzudecken, wenn ein Mensch mächtig und einflussreich war. Doch auch wenn dem einen viel und dem anderen wenig vergeben werden muss, bleibt für alle als Hoffnung einzig das Lob, in das der Psalm sie leitet:

*Lobe den Herrn, meine Seele,
der dir alle deine Sünden vergibt,
der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit.*¹⁷⁵

Verheissener Frieden

Der Friedhof trägt in seinem Namen das urtümliche Vertrauen, dass sich ein Bezirk «einfrieden» lässt. Ein abgegrenzter Ort hält Versuchung und Gefahr, Unruhe und Angst ausser vor. Die Umfriedeten dürfen geborgen sein.

Ein solcher Hof des Friedens, konstatiert der Historiker, ist eine Schöpfung des Christentums. Zu einer Verteidigung des Christentums gehört daher auch ein Plädoyer für das, was mit dieser «letzten Ruhestätte» gegeben ist.

In der vorchristlichen Welt war es Privatsache, wie (und ob überhaupt) bestattet wurde.

*Menschen, die keiner Familie angehörten und selbst das Vermögen nicht aufbrachten, eine eigene Grabstätte zu erwerben, mussten mit dem Gedanken leben, dereinst keine Grabstätte zu finden. Und dies war für den antiken Menschen eine Furcht einflössende Vorstellung. Betroffen waren Angehörige gesellschaftlicher Randgruppen, die in den Slums spätantiker Grossstädte immer häufiger zu finden waren.*¹⁷⁶

175 Psalm 103,2.3.4

176 Reiner Sörries, «Ruhe sanft. Kulturgeschichte des Friedhofs», Kvelaer 22009, S. 21

In dieser Situation *verhalf das Frühe Christentum der Idee zum Durchbruch, dass die Bestattung der Toten eine gemeinschaftliche Aufgabe ist.*¹⁷⁷

Zur Verwunderung der heidnischen Umwelt erwiesen die jungen Christengemeinden diese letzte Ehre auch Fremden. Es gehörte zum Pflichtenheft ihrer Diakone, Leichname, die am Rand der Strasse lagen oder am Ufer angeschwemmt wurden, zu bergen, zu kleiden und zu bestatten.¹⁷⁸ Der Gottesfriede ist nicht zu haben ohne Anteilnahme am Geschick von nahen und fernen Mitgeschöpfen. Was die Diakone der frühen Gemeinden auftragsgemäss taten, haben seither unzählig viele in ihrem Alltag getan. Geduldig, bald fröhlich, bald seufzend, haben sie die Lebenden und die Toten eingehüllt in den Schmuck, den die Vergebung schenkt. Das macht die Friedhöfe zu dem, was sie sind.

Möglichst nahe an den Grabstätten der Märtyrer wollten alle bestattet werden. Anteil an dem Segen, den ihr Bekenner-tod erworben hatte, wünschten sie sich. So baute man an diesen Orten Kapellen und Kirchen. Lebende und Tote waren an diesen Stätten miteinander vereint.

Ohne das zu thematisieren, setzt Mani Matter voraus, dass sein letzter Weg auf einem Friedhof enden wird. Zum Zeitpunkt seines Todes – 1972 – war das für einen Schweizer weitgehend selbstverständlich. Und höchstwahrscheinlich hätte es Matter aus innerster Überzeugung abgelehnt, für sich eine andere Begräbnisform zu wünschen. Der Tod hat sein eigenes Gewicht. Ihm mit persönlichen Inventionen entgegentreten zu wollen, hätte Matter wahrscheinlich als Sentimentalität empfunden, die sich zu wichtig nimmt und anmasst, Gewohnheiten, die über die Jahrhunderte gewachsen sind, mit individuellen Ritualen ersetzen zu müssen.

177 A.a.O., S. 15

178 Zitiert bei Adalbert Hamman, ‚Die ersten Christen‘, Stuttgart 1985, S. 152

Seit einigen Jahrzehnten lösen sich die alten sozialen Bindungen zusehends auf. Können neue diesen Verlust wettmachen? Nicht nur die Kirchen verlieren Mitglieder. Vielleicht noch rascher wenden sich viele ab von den öffentlichen Kulturinstitutionen und Sendeanstalten und halten Distanz zu Vereinen und Verbänden. Stattdessen suchen sie ereignishaft Erlebnisse und kaufen je nach Bedürfnis Dienstleistungen. Und für den Fall ihres Ablebens verfügen sie, dass ihre Asche in den Fluss gestreut, oder zu einem Diamanten gepresst ins All befördert, oder auf dem Sims über dem Cheminée aufgestellt werde.

Die neueren Friedhöfe, meint der Landschaftsarchitekt *Dieter Kienast*, seien «Zeichen grosser Ratlosigkeit»¹⁷⁹. Mit dem Christentum gehen Gewohnheiten verloren, die auch dann zu tragen vermochten, wenn die Einzelnen mit ihren persönlichen Überzeugungen nicht weiter wussten. Geht diese kulturelle Grundlage verloren, werden auch die Gewerkschaften, Krankenkassen und Sozialwerke ihre Aufgaben nicht lange erfüllen können. Die antike Welt kehrt zurück.

Wer sagt, dass es anders sein wird als damals? Wird das Volk mehr als nur «Brot und Spiele» begehren? Und werden die Theologieprofessoren demnach zu Spezialisten für Religion und Redekunst, die Pfarrer ausbilden, damit diese den Leuten geben können, was sie haben wollen? Wird jeder wieder für sich selber schauen müssen?

Habt ihr nicht gelesen?

Als Jesus von Vertretern einer aufgeklärt pragmatischen Frömmigkeit gefragt wurde, wie es denn denkbar sei, dass die

179 Zitiert von Albert Hauser, «Von den letzten Dingen. Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz 1700–1990», Zürich 1994, S. 301

Toten auferstehen, gab er ihnen eine Frage zurück und zog selber eine einfache Konsequenz:

Habt ihr nicht gelesen im Buch des Mose, bei dem Dornbusch, wie Gott zu ihm sagte und sprach: «Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs»? Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden.¹⁸⁰

Gott lebt. Wie könnten da die Menschen, die mit ihm verbunden sind, tot sein? Es ist nebensächlich, ob sie «nur» in Gottes Erinnerung oder in einem eigens dafür abgegrenzten Bezirk leben. Entscheidend ist, dass die Gläubigen für Gott am Leben sind. Wenn dem so ist, kann niemand und nichts ihn daran hindern, ihnen wieder die Gestalt und Lebensform zu geben, die er ihnen geben will.

Woher will Epikur wissen, dass das nicht der Fall ist?

Irenäus von Lyon, der erste grosse Theologe der Kirche, hat um das Jahr 200 den Zweiflern entgegengehalten, es sei doch weit einfacher, einen Menschen neu zu erschaffen, den es bereits einmal gegeben hat, als sich einen so komplexen Organismus wie den beseelten menschlichen Leib auszudenken, bevor es ihn ein erstes Mal gegeben hat.¹⁸¹ Wer grundsätzlich die Möglichkeit der Auferstehung und des ewigen Lebens leugne, meint Irenäus, achte die Kraft des Schöpfers gering. Er mache sein eigenes Vorstellungsvermögen zum Massstab für das, was für Gott möglich sein soll und was nicht. Wer aber Gott vertraue, dürfe getrost sein:

180 Markus 12,26f.

181 Irenäus von Lyon, «Gegen die Häresien», Buch 5,3.2 (in der Ausgabe «Fontes Christiani», Freiburg i. Br. 2001, S. 41ff.

*Unser Angesicht wird das Angesicht des lebendigen Gottes schauen und mit einer unaussprechlichen Freude sich freuen, dann nämlich, wenn es Seine Freude erblickt.*¹⁸²

Wer möchte behaupten, es sei unmöglich, dass dieses Versprechen wahr und allen Glauben wert ist?

wie gseit

Ohne das Erbe des christlichen Friedhofs hätte Matter kaum derart fröhlich und herb singen können von der Strasse vor seinem Haus, durch welche die Leichenzüge gehen.

Noch bevor er es in anschauliche Worte fasst, behauptet ein kleiner Nebensatz im Lied, die Sache, um die es geht, sei bereits gesagt: «wie gseit». Das Bild von der Strasse zum Friedhof bezieht sich auf eine Realität, die da ist, bevor jemand sie ins Bewusstsein hebt. Sie ist aber nur scheinbar zeitlos. Was das Wort sagt, umfasst ein Werk, an dem viele Generationen gewirkt und es in viele Gedanken und Gefühle gekleidet haben. Beides, das Wort und das Werk, sind in der Zeit geschenkt, geformt und gefüllt worden – und können wieder im Staub der Zeit versinken.

Das Christentum ist nicht naturgegeben. Doch selbst wenn in ehemals christlichen Ländern bald nicht mehr viel zu sehen und zu spüren sein wird von der christlichen Liebe, so gilt doch weiterhin, dass Christus selber allen, die ihm nachfolgen, die Zusage macht:

*Ihr aber sollt mich sehen, denn ich lebe,
und ihr sollt auch leben.*¹⁸³

182 A.a.O. Buch 5, 7.2., S. 67

183 Johannes 14,19

Quellen

- Mani Matter, ‹Das Cambridge Notizheft›, Zytglogge Verlag, Oberhofen 2011
- Mani Matter, ‹Sudelhefte›, Erstausgabe 1974, hier zitiert nach: ‹Sudelhefte/Rumpelbuch›, Zytglogge Verlag, Oberhofen 2011
- Mani Matter, ‹Us emene lääre Gygechaschte›, Erstausgabe 1969, Zytglogge Verlag, Oberhofen 2011
- Mani Matter, ‹Warum syt dir so truurig?›, Zürich 1973
- Hans Peter Matter, ‹Die pluralistische Staatstheorie oder der Konsens zur Uneinigkeit›, hg. v. B. Schindler, Zytglogge Verlag, Oberhofen 2012

Personenverzeichnis

- Adorno Theodor W.
- Aristoteles
- Barth Karl
- Bäumlín Richard
- Benn Gottfried
- Bertholet Alfred
- Beuys Joseph
- Bloch Ernst
- Bonhoeffer Dietrich
- Braun Herbert
- Buber Martin
- Büchner Georg
- Buddha
- Bultmann Rudolf
- Claudius Matthias
- Chesterton Gilbert Keith
- Dimitri (Clown)
- Diogenes
- Dällenbach Karl
- Epikur
- Franco Francisco
- Franz von Assisi
- Frauchiger Urs
- Freud Sigmund
- Frisch Max
- Fuhrmann Manfred
- Gfeller Simon
- Grimm (Brüder)
- Goethe Johann Wolfgang von
- Gotthelf Jeremias
- Hamman Adalbert
- Hammer Stephan

- Hayek August von
- Hebel Johann Peter
- Heidegger Martin
- Hitler Adolf
- Hohl Ludwig
- Hohler Franz
- Horaz
- Horkheimer Max
- Hübner Eberhard
- Irenäus von Lyon
- Kant Immanuel
- Kienast Dieter
- Konfuzius
- Konstantin (Kaiser)
- Koselleck Reinhart
- Lessing Gotthold Ephraim
- Lewis Clive Staples
- Luhmann Niklas
- Luther Martin
- Luz Ulrich
- Marcion
- Marti Kurt
- Marx Karl
- Morgenstern Christian
- Muhammed
- Nestorius (Patriarch)
- Pius IX. Papst
- Platon
- Portmann Adolf
- Ringelnatz Joachim
- Rousseau Jean-Jacques
- Schädelin Klaus
- Schiller Friedrich
- Schindler Benjamin

- Schleiermacher Friedrich
- Schweitzer Albert
- Sölle Dorothee
- Sokrates
- Stalin Josef
- Steinberger Emil
- Stöckelberger Jacob
- Sörries Reiner
- Tavel Rudolf von
- Tenbruck Friedrich
- Tillich Paul
- Voltaire
- Wagner Richard
- Weber Max
- Widmer Fritz
- Wilhelm II. (Kaiser)
- Wittgenstein Ludwig
- Wytttenbach Jürg

Biblische Personen

- Abraham
- Baruch
- Hosea
- Jeremia
- Jesus
- Maria
- Mose
- Noah
- Paulus
- Salomo
- Sarah